

Stimmen  
aus  
Maria-Thaas.  
Katholische Blätter.

J a h r g a n g 1897.

Viertes Heft.

Ausgegeben am 21. April 1897.

Freiburg im Breisgau.  
Herder'sche Verlagshandlung.  
1897.  
Zweigverlagshandlungen in Wien, Straßburg, München  
und St. Louis, Mo.

## Inhalt des vierten Heftes:

	Seite
Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltssystem. (Abolph Müller S. J.) . . . . .	361
Lohnvertrag und gerechter Lohn. IV. (Heinrich Besch S. J.) . . . . .	373
Maria Novella in Florenz. (M. Meschler S. J.) . . . . .	389
Livlands größter Herrmeister. III. (Otto Psülf S. J.) . . . . .	413
Des Alcluja Leben, Begräbniß und Auferstehung. (Clemens Blume S. J.) . . . . .	429
<b>Recensionen:</b> Joann. Bapt. Sasse, Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae. Vol. I. (Aug. Lehmkühf S. J.) . . . . .	444
Jean Michel Alfred Vacant, Études Théologiques sur les Constitutions du Concile du Vatican. Tom. I et II. (Th. Granberath S. J.) . . . . .	446
Noël Valois, La France et le Grand Schisme d'Occident. 2 Bde. (Fr. Ehrle S. J.) . . . . .	448
Dr. P. Müller-Simonis, Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen. (Z. Schwarz S. J.) . . . . .	454
1. Jos. Börsch, Das Kreuz am Wege. — 2. W. Kuno, Thomas Münzer. (W. Kreiten S. J.) . . . . .	456
<b>Empfehlenswerthe Schriften.</b> Compendium Theologiae moralis ab Aloysio Sabetti S. J. Editio tertiadecima. — Dr. theol. Reichslehr. von Hacketberg-Landau, Die anglicanischen Weihen und ihre neueste Apologie. — T. W. Allies, The See of St. Peter. — Derf., St. Peter, his Name and his Office. — Das Gebet nach der heiligen Schrift und der monastischen Tradition. — Joh. Jak. Hansen, Die Betrachtungen über das Leben Christi. — G. H. L. Jamar, Maria, die Mutter Jesu. Uebersetzt von Fr. Prim. — Jos. Hülgerß, Kleines Ablaßbuch. — P. I. Ios. Urráburu S. J., Institutiones philosophicae. Vol. V. — G. Freese, Fabrikantensorgen. — F. Tournier S. J., Clovis et la France au Baptistère de Reims. — Dr. A. Guch u. Dr. B. Hupßkens, Annegarns Weltgeschichte. Siebente Aufl. — Ch. d'Héricault, Rudemare. — Derf., Les amis des saints. — Leop. Matth. El. Stoff, Kurzgefaßte theoretisch-praktische Grammatik der lateinischen Kirchensprache. — Aus Fremde und Heimat. 1. Bch.: M. Rastlepe O. M. I., Unter den Wasuto-Raffern. 2. Bch.: Jos. Glaffen O. M. I., Marienblumen. — Communion=Andenken und Katechetische Andenken . . . . .	461
<b>Miscellen.</b> Das Sweating-System in England. — Im Lande des Bachschisch einßt und jetzt. — Kloster- und Ordensleben bei den englischen Ritualisten . . . . .	471

Die „**Stimmen aus Maria-Laaß**“ können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Alle fünf Wochen erscheint ein Heft. Fünf Hefte bilden einen Band, zehn Hefte einen Jahrgang. Preis pro Jahrgang M. 10.80.

Das nächste Heft erscheint am 28. Mai 1897.

# Die Sonnenflecke im Zusammenhang mit dem Copernicanischen Weltssystem.

Ein Beitrag zur Galilei-Literatur.

Galilei führt bekanntlich in seinem wegen der kirchlichen Verurtheilung viel genannten „Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltssysteme“<sup>1</sup> auch die damals eben erst entdeckten Sonnenflecke ins Feld. Ebenso bekannt ist, wie gern die Gegner der katholischen Kirche den Galileiproceß als Rüstkammer für ihre immer wieder erneuten und doch so wenig begründeten Angriffe benutzen. Wir sagen wenig begründeten. Denn obschon Galilei in der genannten Schrift sich vier Tage lang abmüht<sup>2</sup>, seine These von der Erdbewegung zu beweisen, obschon er seine vermeintlichen Beweise für dieselbe ein über das andere Mal schlagend und unumwiderleglich<sup>3</sup> nennt, obschon es ihm gelingt, manchen Einwurf der Ptolemäer siegreich zurückzuweisen, so bleibt das Endresultat nichtsdestoweniger ein sehr zweifelhaftes: die positive Seite seiner These bleibt unbewiesen. Es kann dieß nicht genug betont werden, da man diesen schwachen Punkt in der Galileifrage gegnerischerseits nur zu gern zu vertuschen pflegt. Haben doch noch in unsern Tagen die Stadtväter Neu-Roms es für nöthig erachtet, in der ewigen Stadt durch ein besonderes, auf dem Monte Pincio errichtetes Monument der Welt zu verkünden, daß hier in der nahen Villa Medici einst Galileo Galilei eingekerkert gewesen, „schuldig, die Erde um

<sup>1</sup> Der vollständige Titel lautet: Dialogo intorno ai due massimi sistemi del mondo Tolemaico e Copernicano. Wir citiren stets nach der italienischen Gesamtausgabe: Le Opere di Galileo Galilei, prima edizione completa. Firenze 1842. Tom. I.

<sup>2</sup> Der Dialog ist in vier Theile (giornate, Tagesgespräche) eingetheilt, die in der ebengenannten Ausgabe nicht weniger als 503 große Octavseiten einnehmen.

<sup>3</sup> Stringe l'intelletto umano . . . testimonio maggior di ogni eccezione (p. 375) . . . tanto manifestamente concludenti ragioni (p. 387) . . . assai concludenti (p. 500) u. s. w.

die Sonne kreisend gesehen zu haben“<sup>1</sup>. Danach sollte man glauben, alle die, welche damals anders sahen, müßten entweder stockblind gewesen sein, oder aber, was noch schlimmer, müßten sich die Augen mit beiden Händen zugehalten haben, um eine so offenbare, sonnenklare Wahrheit nicht zu sehen. Wir wissen, welche Bewandniß es hatte mit dem obengenannten „Kerker“ in Gestalt eines prächtig gelegenen Palastes mit Garten; hier blieb Galilei bei seinem Freunde wenige Tage internirt. Die Fabeln von dem „Eppur si muove“, von Tortur und unwürdiger, unerhört harter Behandlung wagt man heutzutage nach der gebührenden ihnen zu theil gewordenen Zurückweisung<sup>2</sup> nicht mehr vorzubringen. Was jedoch der dornenreichen Frage nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin die Spitze abbricht, ist die Erwägung, daß Galilei seine Behauptungen nicht beweisen konnte. All die eigentlich zutreffenden Beweisführungen für die absolute Wahrheit des Copernicanischen Systems sind entweder spätern Datums, oder jedenfalls von Galilei in seinem Dialoge nicht vorgebracht. Weder die Lichtaberration, noch die allgemeine Gravitation, weder die jährliche Parallaxe der Gestirne, noch die constanten Rotationsachsen der Planeten waren zu Galileis Zeit bekannt. Die geistreichen Pendelversuche eines Foucault waren noch nicht gemacht, die Sternschnuppentheorie eines Schiaparelli war noch nicht aufgestellt; damals wußte und ahnte man noch nichts von einer Verschiebung der Spectrallinien, von einer Veränderung der Schwerkraft und wie all die Gründe heißen mögen, die dem Copernicanischen Systeme im Laufe der Zeiten siegreiche Evidenz verschafften. Zwar hatte Kepler bereits seine Geseze formulirt; allein von diesen weiß uns Galilei nichts zu sagen. Wer die Ausführungen Galileis unbefangen und mit Aufmerksamkeit durchliest, muß sich gestehen, daß weder seine Erklärung der Planetenbewegungen, noch die der Sonnenfleckbahnen, noch endlich seine

<sup>1</sup> Reo d' aver veduto la Terra volgersi intorno al Sole. — Die Ironie des Schicksals hat gewollt, daß man auf der so umschriebenen Säule eine Armillarsphäre angebracht hat, in deren Mittelpunkt nach wie vor die Erde thront und sich von der Sonne umkreisen läßt.

<sup>2</sup> Vgl. die Artikel P. Schneemanns in dieser Zeitschrift Bd. XIV, S. 113 ff.; ebenso P. Grisar S. J., Galilei-Studien. Regensburg 1882. — Es sei daran erinnert, daß die älteste bis jetzt bekannte Quelle für das erfundene Eppur si muove die in Paris 1761 erschienene Schrift Traillhs ist: Querelles littéraires ou Mémoires pour servir à l'Histoire des Révolutions et de la République des lettres depuis Homère jusqu'à nos jours. III, 49. Vgl. diese Zeitschrift Bd. XLVIII, S. 228.

Gezeitentheorie vor einer strengen Kritik Stich halten; und doch lassen sich seine sämtlichen „Beweise“ auf diese drei Hauptpunkte zurückführen. Wie sehr Galilei deren Kraft überschätzte, kann man allenthalben, auch wo er es nicht offen bekundet, zwischen den Zeilen des Dialogs herauslesen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, wie er besonders den dritten, aus den Gezeiten hergeleiteten Beweis, den mißlungensten von allen, so treffend fand, daß er dem ganzen Dialoge erst den Titel geben wollte: „Zwiesgespräch über Ebbe und Fluth“ (*Dialogo del flusso e riflusso*)<sup>1</sup>. Und dennoch können selbst Bewunderer Galileis wie der Franzose Joseph Bertrand nicht umhin, ihr lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß er demselben einen Platz in „einer seiner ausgezeichnetsten Schriften“ angewiesen habe.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir das ganze Werk Galileis oder auch nur seine Hauptgründe einer eingehenden Kritik unterziehen. Es ist dies auch noch jüngst in vorzüglicher Weise geschehen<sup>2</sup>. Nur auf den zweiten Punkt, den Zusammenhang der Sonnenflecke mit dem Copernicanischen System, erlaube man uns hier etwas weiter einzugehen, einerseits weil derselbe in Galileis Darstellung in nebelhaftes Dunkel gehüllt scheint, andererseits weil wir glauben, aus demselben einen gesunden Kern herauschälen zu können, der, in andere Fassung gebracht, der Sache des Copernicus bedeutende Dienste hätte leisten können.

Erinnern wir uns kurz des Galileischen Beweisganges: Bewegt sich die Erde um die Sonne, letztere hingegen nur um eine durch ihren Mittelpunkt gehende, zur Ebene der Erdbahn geneigte Drehungsachse, dann müssen die Sonnenflecke durch ihre scheinbaren Verstellungen auf der uns sichtbaren Sonnenscheibe eine Reihe auffälliger Erscheinungen zeigen, die sich nichtsdestoweniger von vornherein feststellen lassen; nun aber entsprechen die gemachten Beobachtungen genau dieser Auffassung; also kreist die Erde um die Sonne<sup>3</sup>. Um dem Leser die etwas schwerfällige Darlegung Galileis anschaulicher zu machen, stellen wir in der Mitte eines runden Tisches einen mit den gewöhnlichen Meridianen und Parallelkreisen versehenen Erdglobus so auf, daß seine Achse, bezw. ihre Verlängerung, mit der Tischenebene einen Winkel von  $83^{\circ}$  bilde. Bewegt sich nun das Auge eines Beobachters in gleicher Höhe mit dem Globuscentrum rings um den Tisch

<sup>1</sup> *Pieralisi*, Urbano VIII e Galileo Galilei (Roma 1875) p. 153.

<sup>2</sup> Von P. Linsmeier S. J. in „Natur und Offenbarung“, Jahrg. 1895, S. 155 ff. 200 ff. 280 ff.

<sup>3</sup> Vgl. *Opere complete* I, 375 sg.

herum, so werden der Aequator und die Parallelkreise des Globus in zwei bestimmten entgegengesetzten Standpunkten (aus hinreichender Entfernung gesehen) als gerade Linien erscheinen, in den Zwischenstellungen des Beobachters hingegen als Ellipsen (projicirte Kreise), deren kleine Achse zunimmt, bis unsere neue Visirlinie mit der obigen zwei Standpunkten entsprechenden einen rechten Winkel bildet. Dort erreichen die Ellipsen ihre größte Oeffnung, um sich dann wiederum allmählich bis zur einfachen Geraden zu schließen. Wir sehen natürlich immer nur die uns zugekehrte Hälfte der Ellipsen, und zwar befindet sich diese sichtbare Curve bei der einen Hälfte unseres Rundganges oberhalb, bei der andern unterhalb des Globuscentrums. Wir wissen nun, und dies war besonders durch die fleißigen Beobachtungen unseres Landsmannes P. Scheiner S. J. zur Zeit Galileis bereits hinlänglich nachgewiesen, daß die Stellung der um ihre Achse sich drehenden Sonnenkugel bezüglich der unbegrenzten Ebene der Ekliptik eine ähnliche ist wie die unseres Experimentirglobus. Hätte also die Sonne ähnliche Kreise wie letzterer, so müßten diese in Folge der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne im Laufe eines Jahres ähnliche Erscheinungen darbieten, wie wir sie als Folge unseres Rundganges erkannt haben. Die auf der Sonne fehlenden Kreise werden ersetzt, ja gewissermaßen construirt durch die Sonnenflecke oder vielmehr durch die Bahnen, welche diese in Folge der Sonnenrotation um die gemeinschaftliche Achse beschreiben. Diese durchlaufen nun in der That jährlich obige Phasen; also, schließt Galilei, muß die Erde sich um die Sonne drehen!

Allerdings läßt er sich von seinem fingirten Gegner Simplicius den wohlbegründeten Einwurf machen, aus dem Umstande, daß diese Erscheinungen eintreten müssen, falls die Erde sich um die Sonne bewegt, folge noch nicht, daß dieselben sich nur durch diese Bewegung erklären lassen. Er hätte nur diesen Einwurf zuerst besser begründen und dann gründlicher widerlegen müssen. Es ist in der That leicht einleuchtend, daß wir ganz dieselbe Erscheinungsreihe haben werden, wenn wir bei obigem Experimente, das Auge des Beobachters über dem Mittelpunkte des Tisches denkend, den Globus am Rande herumtragen. Nur müssen wir zugleich darauf achten, daß wir die Achse desselben stets in einer zu ihrer ersten parallelen Stellung halten.

Unsern Lesern wird der sogen. Bohnenbergersche Rotationsapparat bekannt sein, mittels dessen man heutzutage schön und leicht den Nachweis liefert, daß eine in ihren Stellungen freie Achse einer rotirenden Kugel

das Bestreben hat, sich selbst parallel zu bleiben, wie immer man auch den Apparat stellen, neigen und selbst im Zimmer herumtragen mag. Infolge dieses Gesetzes der Mechanik bleibt die Erdachse trotz ihres Umlaufes um die Sonne, abgesehen von den kleinen Schwankungen der Präcession und der Nutation, die äußern Störungen zuzuschreiben sind, stets auf denselben Punkt des Himmels gerichtet. Infolge desselben Gesetzes zeigen auch sämtliche Planeten eine constante Richtung ihrer Drehungsachsen; folglich, falls wir uns die Sonne um die Erde kreisend denken, wird auch ihre Achse sich selbst parallel bleiben müssen. Mithin, hätte Simplicius triumphirend schließen können, sind die genannten Beobachtungen der Sonnenflecke ebensowenig ein Beweis gegen, wie für das Ptolemäische Weltssystem.

Wir sind heute alle vertraut mit dem Grundgesetze der Mechanik, dem sogen. Trägheitsgesetze, dessen erste klare Formulirung wir Newton verdanken: „Jeder Körper, sei er nun in Ruhe oder Bewegung, verharrt in diesem Zustande, solange er durch keine Ursache oder Kraft daraus verdrängt wird.“ Tragen wir ein Wasserbecken mit einem auf der Flüssigkeit schwimmenden Strohhalm im Zimmer umher, so bemerken wir, wie immer wir uns auch drehen mögen, daß der Strohhalm gleich einem Kompaß nach derselben Himmelsgegend gerichtet bleibt, solange nicht Stoß oder Reibung der Gefäßwände mittelbar oder unmittelbar diese Richtung ändert. Bei einer um ihren Mittelpunkt kreisenden Kugel befinden sich sämtliche die Rotationsachse bildende Punkte in Ruhe; die Drehung aller außerhalb dieser Achse befindlichen Punkte legt nicht bloß der Constanz der Achsenrichtung kein Hinderniß in den Weg, sondern setzt sogar einer von außen verursachten Ablenkung derselben einen Widerstand entgegen, der um so größer ist, je größer die Wucht des kreisenden Körpers.

Galilei übersah allem Anscheine nach die Anwendung dieses Gesetzes im vorliegenden Falle; jedenfalls konnte er sich nicht klar darüber ausdrücken; ja noch mehr, er scheint das gerade Gegentheil zu behaupten. Um die Erscheinungen der Fleckbahnen in Ptolemäischem Sinne zu erklären, sagt er, sei die Annahme einer constanten Richtung der Sonnenachse nach demselben Punkte des Universums hin ausgeschlossen<sup>1</sup>, sei es im Gegentheil nothwendig, eine beständige Aenderung dieser Richtung anzunehmen, widrigenfalls würden die Flecklinien, seien es nun Gerade

<sup>1</sup> Sarà nel terzo luogo necessario dire, che l'inclinazion di questo asse non sia fissa e riguardante di continuo verso il medesimo punto dell'universo; anzi che di momento in momento vadia mutando direzione. — Op. cit. p. 885.

oder Curven, sich stets gleich bleiben. Die Begründung dieser merkwürdigen Behauptung ist kaum verständlich, wie jeder selbst aus folgender möglichst wörtlichen Uebersetzung des italienischen Urtextes ersehen kann: „Da nun die Neigungen der Sonnenachse und die Krümmungen der Fleckbahnen bald größer, bald kleiner erscheinen, indem erstere zuweilen eine vollständig normale Stellung, letztere die Gestalt einer geraden Linie zeigen, so müßte man nothwendig annehmen, die monatliche Rotationsachse der Flecke<sup>1</sup> habe eine besondere Bewegung, in Folge deren ihre Pole zwei Kreise um die Pole einer zweiten Rotationsachse beschreiben; der Radius dieser Kreise müßte dem Neigungswinkel der ersten Achse entsprechen. Die Rotationsperiode um diese zweite Achse müßte ein Jahr ausmachen, weil nach Ablauf eines solchen dieselben scheinbaren Stellungen sich wiederholen. Ihre Stellung müßte senkrecht zur Ekliptik gedacht werden. Gegen eine solche Erklärung“, so schließt Galilei, „sträubt sich mein Verstand, sie scheint mir geradezu unmöglich.“<sup>2</sup> Dann fährt er fort: „Dies um so mehr, da man demselben Sonnenkörper noch zwei andere Bewegungen um die Erde, um verschiedene Drehungsachsen zuschreiben müßte, eine, um welche derselbe die Bahn der Ekliptik alljährlich durchläuft, eine zweite, um welche derselbe spiralförmige dem Aequator parallele Kreislinien, je eine in einem Tage, beschreiben würde. Es ist nun nicht einzusehen, weshalb jene dritte Drehungsbewegung der Sonnentugel um sich selber (ich spreche nicht von der monatlichen, welche die Flecke mit sich führt, sondern von jener, welche die Pole dieser monatlichen Drehungsachse rotiren läßt) sich gerade in einem Jahre vollziehen, also gleichsam im Zusammenhang mit der jährlichen Bewegung in der Ekliptik stehen soll; sollte sie nicht vielmehr in 24 Stunden, im Einklang mit der täglichen Rotation um die Weltachse, vor sich gehen?“

Galilei sagt dann selber: „Ich weiß, das eben Gesagte ist sehr dunkel; die Sache wird sich klären, wenn wir auf die dritte Bewegung zu sprechen kommen, welche Copernicus der Erdachse zuschreibt. Wenn man also“, so schließt er dann unmittelbar, „vier so unbequeme (incongruenti) Drehungsbewegungen der Sonne auf eine einzige höchst einfache Rotation um eine einzige unveränderliche Sonnenachse zurückführen kann, ohne deshalb der Erdachse, die aus verschiedenen Gründen verschiedene Bewegungen

<sup>1</sup> Als runde Zahl einer Rotation der Sonne nimmt Galilei hier einen Monat an.

<sup>2</sup> Il quale assunto all' intelletto mio si rappresenta molto duro e quasi impossibile. — L. c. p. 386.

ausführt, eine neue beilegen zu müssen; wenn sich auf so leichte Weise die so verwickelten Erscheinungen der Sonnenflecke erklären lassen, so scheint in der That die Wahl nicht schwer, welcher Erklärung wir uns anzuschließen haben.“ Etwas weiter unten heißt es dann, daß „diejenigen, welche solch offenbar schlagenden Beweisführungen nicht beipflichten, diese entweder nie gehört, oder nie verstanden haben“<sup>1</sup>.

Man muß sich hier verwundert fragen: Wie konnte ein scharfer Dialektiker wie Galilei es übersehen, daß sein ganzer Beweis so leicht umzustößen sei? Gesezt den Fall, er habe den in der That stattfindenden steten Parallelismus der Sonnenachse nicht gekannt, wie konnte er denselben für geradezu unmöglich erklären? Wir können doch nicht wohl annehmen, daß er die Schwierigkeit klar erkannt habe, aber dieselbe durch obige dunkle und verwickelte Auseinandersetzung habe vertuschen wollen, um so seinem (singirten) Gegner Simplicius zu imponiren. Wenn wir nicht sehr irren, müssen wir uns eine Beantwortung dieser berechtigten Fragen aus den letzten Andeutungen über die Copernicanischen Erdbewegungen zurechtlegen. Copernicus schrieb der Erde bekanntlich eine dreifache Bewegung zu<sup>2</sup>: 1. eine tägliche Drehung um ihre Achse, 2. eine jährliche Bewegung des Erdmittelpunktes um die Sonne in der Ebene der Ekliptik, 3. eine der Erdachse eigenthümliche Bewegung, wodurch dieselbe stets nach demselben Himmelspol gerichtet scheint<sup>3</sup>. Die letztere Stellung der Erdachse illustriert der große Astronom durch mehrere Figuren, die es ihm leicht machen, den Wechsel der Jahreszeiten, die verschiedene Länge von Tag und Nacht und ähnliche Erscheinungen zu erklären. Fast dieselben Darlegungen und Figuren finden sich bis auf den heutigen Tag in allen Atlanten, der beste Beweis für deren Richtigkeit. Galilei hat also auch hier wie bei seinem ersten Beweise nur reproducirt, wenn er an der Stelle, auf die er vorher schon hingewiesen, bei Entwicklung seiner so mißglückten Gezeitentheorie ähnliche Ideen und Zeichnungen ausführt. Copernicus erklärt ganz richtig, wie, trotz dieses beständigen Parallelismus der Erdachse, diese nichtsdestoweniger stets auf denselben Himmelspunkt gerichtet scheint; der Grund ist nämlich in der unermesslichen Entfernung der

<sup>1</sup> L. c. p. 387.

<sup>2</sup> De Revolutionibus orbium coelestium. Lib. I, cap. 11. Ed. Varzaviae 1854.

<sup>3</sup> Wir sehen hier einstweilen ab von der von Copernicus ebenfalls bereits erkannten Präcessionsbewegung, welche nach ihm aus einer Differenz mit der genannten konischen Bewegung hervorging.

Gestirne zu suchen. Der einzige Punkt, welcher in der Theorie des Copernicus zu wünschen übrig ließ, war jene dritte Bewegung, wodurch nach seiner Auffassung die Erdachse eine conische Drehung um eine zur Ekliptik senkrechte Gerade ausführte. Diese dritte Bewegung ist jedoch eine rein scheinbare für einen heliocentrischen Beobachter. Copernicus hebt dieses genugsam hervor<sup>1</sup>; der Umstand, daß Galilei (und nach ihm viele andere) diese dritte Bewegung als wirkliche auffaßte, ward für seinen obigen Beweis einfachhin verhängnißvoll.

Galilei konnte sich anscheinend über diesen Punkt nicht klar werden. Er suchte, wie wir bereits sahen, zunächst Zeit zu gewinnen; aber auch später, wo er wirklich auf diesen dunkeln Punkt zurückkommt<sup>2</sup>, weiß er uns keine bessere Aufklärung zu geben. Schon die Art und Weise, wie er auf die Sache zurückkommt, gibt dies hinlänglich zu verstehen: „Ich werde mir alle Mühe geben,“ sagt er, „mich verständlich zu machen: allein die Schwierigkeit der Sache selbst einerseits, andererseits die zum Verständniß erfordernde Geistesanstrengung bringen mich in Verlegenheit.“ Sodann sucht er mit Zuhilfenahme der dritten Copernicanischen Erdbewegung die Erscheinungen von Ebbe und Fluth zu begründen. Statt der erwarteten Aufklärung finden wir neue Verwicklungen, so daß Galilei selbst<sup>3</sup> nicht umhin kann, seine neuen Ausführungen mit den Worten zu schließen: „Dies alles ist allerdings in ein gewisses Dunkel gehüllt, wie ihr sehet.“ Selbst Sagredo, Galileis (singirter) Freund, gesteht, daß er von dem Gesagten nichts verstehe. Zwar sucht Galilei sodann mit Hilfe der Copernicanischen Figur seinen Ideengang klarer darzulegen; allein dies konnte ihm nicht gelingen, weil seine ganze hier entwickelte Gezeitentheorie einfachhin unrichtig ist; von einer weitem Erklärung der oben verschobenen Schwierigkeit ist keine Rede mehr, d. h. die Nothwendigkeit der behaupteten vierfachen Sonnenbewegung ist nicht dargethan!

Erinnern wir uns nun, daß die damaligen Gegner Galileis nicht bloß der Erde eine jährliche Bewegung um die Sonne absprachen, sondern selbst die noch nicht streng bewiesene tägliche Umdrehung derselben als

<sup>1</sup> Er bezeichnet das Sonnencentrum mit E, das der Erde mit A, und sagt dann: *Motus ille circa axem ad visum A E superficiem insumit conicam, in centro terrae habentem fastigium, basim vero circulum aequinoctiali parallelum* (der Sperrdruck rührt von uns her).

<sup>2</sup> *Dialogo cit. p. 494*; also über hundert Seiten später.

<sup>3</sup> Immer unter dem angenommenen Namen Salviati.

irrhümlich bezeichneten; denken wir daran, daß die nach Galilei der Sonne so unbequemen Bewegungen nunmehr sämtlich der allem Anschein und der gewöhnlichen bisherigen Anschauung nach majestätisch im Centrum des Weltalls ruhenden Erde aufgebürdet werden mußten; vergegenwärtigen wir uns, daß Galilei die ganze Kraft seines Beweises auf die von ihm geglaubte größere Einfachheit stützte, seinen Gründen aber nichtsdestoweniger das eine über das andere Mal absolute Beweiskraft beilegt; übersehen wir auch nicht, in welcher gereizter Gemüthsstimmung der vielgepriesene Philosoph seine Anschauungen zu vertheidigen pflegte; beachten wir alles dieses: dann werden wir es wenigstens begreiflich finden, daß die damaligen Theologen sich nicht veranlaßt sahen, auf solche Ausführungen hin bisher unerhörte Auslegungen von Bibelstellen zu adoptiren. Daß man in das andere Extrem verfiel, daran hatte Galileis Discussionsweise nicht wenig Schuld<sup>1</sup>.

Läßt sich nun aber mit dem Galileischen, aus den scheinbaren Bahnen der Sonnenflecke hergeleiteten Beweise gar nichts anfangen? Sollte in demselben nicht am Ende doch ein Körnchen Wahrheit zu Gunsten des Copernicanischen Systems enthalten sein? Wir glauben, diese Frage nach dem heutigen Stande der Wissenschaft bejahen zu müssen, — ein Umstand, der uns sogar hauptsächlich zu dieser Darlegung veranlaßt hat.

Galileis Gegner läugneten, wie gesagt, zunächst die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse; sie mußten also annehmen, daß Sonne, Mond und Sterne täglich innerhalb 24 Stunden einen Rundgang um die Erde vollendeten. Die Sonnenflecke bewiesen zunächst, daß die Sonne eine um ihre Achse frei rotirende Kugel sei; wir wissen, daß die Achse einer solchen, mit hinreichender Schnelligkeit kreisenden Kugel bei einer zweiten im Raume ausgeführten Bewegung ihres Mittelpunktes eine ihrer anfänglichen Stellung parallele Richtung beibehalten muß. Dies gilt sogar bei einer ohne Kreisbewegung sich fortbewegenden Kugel von jedem beliebigen Durchmesser, für dessen Lageänderung kein besonderer Grund vorhanden.

Kehren wir der größern Klarheit wegen nochmals zu unserem Globus zurück. Ueber dem Mittelpunkte des runden Tisches befinde sich das beobachtende Auge, und nicht bloß die etwa 7° gegen die Lothrechte geneigte

<sup>1</sup> Bezeichnend für Galileis Charakter sind die Randglossen, mit denen „der große Gelehrte“ die Schriften seiner Gegner zu verzieren pflegte, wie: Stück Esel (pezzo d' asino), Dummkopf (capo grosso), Erzoß (arcibue), feierliche Bestie (solemnissima bestia), du wüßtest Thier (animalaccio) u. s. w. Ausdrücke wie porco, castrone . . . mögen wir gar nicht deutsch wiedergeben.

Achse des Globus, sondern jeder andere beliebige Durchmesser bleibe beim Herumtragen um den Tisch seiner anfänglichen Lage parallel. Es wird alsdann für das beobachtende Auge den Anschein haben, als ob sämtliche Punkte der Globusoberfläche zur Tischplatte parallele, in geraden Linien projectirte Kreise um eine zur selben senkrechte Achse beschrieben. Erblicken wir z. B. Australien zuerst am rechten Rande, so werden wir dasselbe sich der Mitte des Globus nähern sehen, damit es endlich, nachdem der Globus einen halben Rundgang vollendet hat, am linken Rande verschwinde. Soll diese scheinbare Bewegung aufgehoben werden, so müssen wir den Globus beim Herumtragen so um eine senkrechte Achse drehen, daß die Auge und Globuscentrum verbindende Visirlinie stets denselben Punkt der Oberfläche trifft; dabei wird die Achse bei jedem Rundgange einen Kegelmantel um die neue Drehungsklinie beschreiben.

Wenden wir dies auf die Sonne an, so ist klar, daß ohne jegliche Drehung der Sonnenkugel die Sonnenflecke ähnliche Erscheinungen zeigen müßten. In der Annahme, daß dieselbe täglich um die Erde herumgetragen wird, müßte derselbe Fleck, der morgens am Ostrande auftaucht, im Laufe von 12 Stunden die ganze sichtbare Scheibe in gerader Linie durchlaufen, um bereits am Abend des gleichen Tages am Westrande wieder zu verschwinden. Dies ist aber keineswegs der Fall; also muß man entweder eine konische Bewegung der bekannten Sonnenachse um eine zweite zur Ebene der Ekliptik senkrechte Gerade (Galileis vierte Sonnenbewegung) annehmen, oder aber man muß sich den Sonnenmittelpunkt ruhend denken und die Erscheinungen von Tag und Nacht einfach auf die Drehung der Erde um ihre eigene Achse zurückführen. So verstehen wir, weshalb die Periode jener konischen Bewegung eher eine 24stündige, als eine jährliche sein sollte. Erstere Erklärung widerspricht dem Trägheitsgesetz; also bleibt nur die letztere. Anstatt sich auf diesen physikalischen Grund zu stützen, appellirt Galilei nur an größere Einfachheit und übersieht dabei, daß jene vierte Sonnenbewegung allerdings der Erde durch Drehung um ihre Achse aufgebürdet wurde. Daß es den Gesetzen der Mechanik widerspreche, einen Riesenball wie die Sonne ohne hinreichenden Grund solch kurzathmige Evolutionen ausführen zu lassen, kam ihm anscheinend nicht in den Sinn. Er konnte zwar aus den Darlegungen eines Copernicus wissen, daß die Erdachse in der That eine unter dem Namen der Präcession bekannte konische Bewegung um die Achse der Ekliptik ausführt, deren Periode allerdings nicht etwa 24 Stunden, sondern die hübsche Zeit von 26 000 Jahren in

Anspruch nimmt. Vielleicht hat gerade diese, vom Altmeister als vierte Erdbewegung aufgefaßte Erklärungsweise Galilei an sich selbst irre gemacht; wo blieb dann noch sein Grund größerer Einfachheit?

Durch obige, unseres Wissens noch von niemand aufgestellte Formulirung seines Beweises hätte Galilei seiner These eine gewaltige Stütze und feste Grundlage geben können, die in den bald erkannten Rotationsachsen der Planeten neue Kräftigung gefunden hätte. Waren seine Gegner einmal genöthigt, die tägliche Umdrehung der Erde zuzugeben, so wäre es nur consequent gewesen, auf dieselbe Ursache den ständigen Parallelismus der Erdachse bei ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne zurückzuführen, und nicht die Erklärung in einer wirklichen dritten konischen Bewegung der Erdachse zu suchen. Dann allerdings war die Einfachheit des Copernicanischen Systems so augenfällig, daß sie mindestens die Grundfesten des Ptolemäischen gewaltig erschüttern mußte.

Wir können somit unsere Kritik des Galileischen Beweisganges kurz in folgende Sätze zusammenfassen: Entweder erkannte Galilei die Anwendung des von uns angeführten mechanischen Gesetzes, oder er erkannte sie nicht. Sah er sie nicht, so fällt die Annahme der von ihm behaupteten vierten Sonnenbewegung, fällt der von ihm einzig geltend gemachte Grund größerer Einfachheit. Sah er sie, so mußte er gleichzeitig einsehen, daß dies ihm den Boden unter den Füßen wegzog, daß die jährlichen Aenderungen der Sonnenfleckbahnen sich in dem Copernicanischen wie in dem Ptolemäischen System gleich wohl erklären ließen. Unserer Meinung nach ahnte Galileis Scharfsinn diese seine Zwitterstellung; das erklärt denn auch seine ganze Verlegenheit. Zur Klärung all dieser Ideen brauchte es noch Zeit, bedurfte es eines größern Beobachtungsmaterials; Galileis Ungeduld wollte diese Zeit nicht abwarten, seine nur hie und da angestellten Beobachtungen nöthigten ihn, auf die anderer Astronomen zu recurriren. Anstatt auf die guten Rathschläge des ihm wohlwollenden Kepler zu hören<sup>1</sup>, und anstatt die großartigen, bereits 20 Jahre vor Erscheinen des Dialogo veröffentlichten Entdeckungen, die sogen. Keplerschen Gesetze, zur soliden Grundlage seiner angestrebten Beweise zu benutzen, ignorirt er diese voll-

<sup>1</sup> Non concedunt postulata sine demonstratione (schrieb dieser an Galilei). . . Non enim tui solum Itali sunt, qui se moveri nisi sentiant credere non possunt; sed etiam hic in Germania non optimam dogmate isto gratiam inimus. — *Pieralisi*, Op. cit. p. 151. Kepler spielt hier offenbar auf die Anfechtungen von seiten seiner (protestantischen) Religionsgenossen an, gegen welche nur der von den Jesuiten ihm gewährte Schutz ihn zu decken vermochte.

ständig<sup>1</sup>. Von Kepler selbst weiß er uns in dem langen Dialoge zum Schluß nur einige Kindereien (fanciullezze) zu berichten<sup>2</sup>. Lieber wollte er zu den veralteten Kreisbahnen der Planeten zurückkehren, als dessen wahre, mit Riesengeduld bewiesene Ellipsen annehmen; lieber eine unmögliche Gezeitentheorie aufstellen, als den Einfluß des Mondes auf die Gewässer der Erde zugeben.

Es war dies überhaupt eine der vielen schwachen Seiten des vielgepriesenen Galilei, daß er alles selbst entdeckt, alles selbst erfunden haben wollte<sup>3</sup>. Daher seine beständigen Prioritätshändel, daher die unreifen, überstürzten Veröffentlichungen. Wie ganz anders steht da Kepler vor uns, der sein epochemachendes Werk *Harmonices Mundi libri V* mit den Worten schließt: „Ich beende dies Buch; ob es Leser finde oder nicht, darauf kommt wenig an: es kann seine Zeit ruhig abwarten; hat doch Gott selbst mehr als 6000 Jahre verstreichen lassen, bis ein Sterblicher sein Werk erkannte. Ohne Ende ist des Herrn Weisheit, Macht und Glorie. Ihr Himmel, lobet ihn; Sonne, Erde und ihr Planeten alle, preiset ihn in eurer geheimnißvollen Sprache! Ihr himmlischen Harmonien und ihr alle, die ihr sie verstehtet, lobet den Herrn: und du, meine Seele, lobe deinen Schöpfer!“ Kepler bittet Gott förmlich um Verzeihung, sollte er in irgend einem Punkte geirrt, sollte er seine eigene Ehre dabei gesucht haben; bereit, alle etwaigen Fehler zu verbessern, bittet er um Erleuchtung von oben, dieselben zu erkennen: „denique ut demonstrationes istae tuae gloriae et animarum saluti cedant, nec ei ullatenus obsint, propitius efficere digneris“.

Hätte Galilei auch nur entfernt eine ähnliche Sprache geführt, seine Leistungen wären, wie bis dahin die des Copernicus, ohne kirchliche Censur geblieben. Der Ruf Galileis wäre dann wohl kein so verbreiteter geworden, dafür aber ein um so besser begründeter und ein um so ehrenvollerer.

<sup>1</sup> Ob absichtlich oder unabsichtlich, darüber vergleiche P. Sinsmeiers Abhandlung in „Natur und Offenbarung“ 1896, S. 152 ff.

<sup>2</sup> Dialogo cit. p. 499.

<sup>3</sup> Eine Schrift des P. Grassi S. J., in welcher dieser unter dem Pseudonym *Dotharius Sarsius* die Galileischen Ansichten in Frage stellte, wurde von Galilei mit Randglossen versehen. Eine derselben sagt wörtlich: „Was kann ich dafür, Signor Sarfi, wenn es mir allein vergönnt war, alle die neuen Dinge am Himmelsgewölbe zu entdecken, anderen auch nicht ein einziges? Dies ist eine Wahrheit, die sich weder durch Bosheit noch durch Neid unterdrücken läßt.“ *Opere complete* IV, 505.

## Lohnvertrag und gerechter Lohn.

(Fortsetzung.)

Hatten die ältern Physiokraten noch geglaubt, wenn der Staat sich auf den Schutz von Person und Eigenthum, ferner auf die Förderung der Volksaufklärung beschränke, so werde unter der freien Geltung der natürlichen Geseze des gesellschaftlichen Lebens allgemeines Wohlbefinden bei den Nationen nothwendig Platz greifen: so sah Adam Smith, wie wir vernahmen, sich schon genöthigt, einzugestehen, daß trotz der größten Erwerbsfreiheit auch bei reichen Nationen die Arbeiterklasse dem Elende überantwortet werden könne. Nur bei aufsteigender Entwicklung des Reichthums würde allen ein guter Lohn zu theil. Nicht einmal mit dieser Beschränkung jedoch erwies sich der gepriesene Segen der Freiwirtschaft als Thatsache und Wirklichkeit; gerade das industriell blühende und emporblühende England wurde nur zu häufig der Schauplatz eines namenlosen Arbeiterelendes.

Da glaubte Thomas Robert Malthus das freiwirtschaftliche Princip dadurch retten zu können, daß er den Grund des Massenelendes theilweise in den Einrichtungen der Natur, zum andern Theil aber in dem eigenen Verschulden der arbeitenden Klassen suchte. Er erklärte, daß die Lebensmittel höchstens nur im arithmetischen Verhältnisse zunähmen, während die Bevölkerung die Tendenz habe, im geometrischen Verhältnisse zuzunehmen („Malthusisches Bevölkerungsgesez“). Laster und Elend hätten jedoch im Laufe der Geschichte den Ueberfluß an Bevölkerung beseitigt und die Harmonie zwischen Subsistenzmitteln und Population hergestellt. In einer civilisirten Gesellschaft aber müsse der moralische Zwang als ein drittes Hemmniß der Volksvermehrung in Function treten. Wenn die Arbeiterklasse sich zu stark vermehre, sei sie selbst schuld an ihrer Noth und habe auch keinen Anspruch auf Hilfe. In der zweiten Auflage seines *Essay on the principles of population* vom Jahre 1803 befand sich eine Stelle, welche Malthus in den spätern Editionen des Werkes auszulassen für besser hielt: „Ein Mensch, der in einer schon besetzten Welt geboren wird, hat, wenn ihn seine Familie nicht ernähren, oder wenn die Gesellschaft von seiner Arbeit keinen Gebrauch machen kann, nicht das mindeste Recht auf irgend einen Theil von Nahrung,

und er ist in der That zu viel auf der Erde. Beim großen Gastmahl der Natur ist für ihn nicht gedeckt worden. Die Natur gebietet ihm, sich zu entfernen, und sie zögert nicht, diesen Befehl selbst in Vollzug zu setzen.“ In einer weniger harten Form wird der Gedanke, der in jener Stelle zum Ausdruck kam, auch in den folgenden Ausgaben beibehalten. Malthus bleibt dabei, daß der Arme in keinem Falle ein Recht auf Unterstützung habe, kein Recht, im äußersten Nothfalle das nächste beste sich anzueignen, kein Recht auf Existenz und Subsistenz. Das Recht des Eigenthums erscheint ihm vielmehr als ein höheres Recht als das Recht zu leben<sup>1</sup>.

Darum bekämpft Malthus auch das in England geltende, den Besitz schwer belastende Armengesetz. Er schlägt ein Gesetz vor, in welchem erklärt wird, daß kein eheliches Kind nach einem Jahre vom Datum des Gesetzes ab und kein uneheliches Kind nach zwei Jahren mehr berechtigt sein solle, Gemeindeunterstützung zu verlangen. „Und um dieses Gesetz allgemeiner bekannt zu machen und es dem Geiste der niedern Volksklassen einzuprägen, müßten die Geistlichen eines jeden Kirchspieles nach dem Aufgebot eine kurze Ansprache verlesen, worin die strenge Pflicht für jedermann, seine Kinder zu ernähren, auseinandergesetzt wird, ebenso die Unrichtigkeit und selbst Unsittlichkeit, zu heiraten ohne die Aussicht, dies thun zu können, die Uebelstände, die sich für die Armen selbst aus den staatlichen Einrichtungen ergeben haben, welche ihnen in einer Verpflichtung beizustehen suchten, die ausschließlich den Eltern zukommt, und die absolute Nothwendigkeit, die auf die Dauer die Abschaffung aller solchen Institutionen gebiete, weil sie ganz andere Folgen haben, als die beabsichtigten. . . Wenn nach der von mir vorgeschlagenen öffentlichen Bekanntmachung, und nachdem die Armengesetze für die aufwachsende Generation ihre Rechtskraft verloren haben, jemand ohne Aussicht, eine Familie ernähren zu können, heiraten will, so muß dies ihm vollkommen frei stehen. In diesem Falle ist es zwar nach meiner Meinung geradezu eine unsittliche Handlung, zu heiraten<sup>2</sup>; dennoch kann es nicht Sache der Gesellschaft sein, sie zu verhüten oder zu bestrafen, weil die dafür durch die Naturgesetze vor-

<sup>1</sup> Versuch über das Bevölkerungsgesetz, nach der siebenten Ausgabe des englischen Originals übersetzt von F. Stöpel (Berlin 1879), S. 687. (B. IV, Ch. VIII.)

<sup>2</sup> Man hat die verbrecherische Theorie und Praxis der sogenannten Vorsicht in der Ehe auch „Malthusianismus“ genannt. Robert Malthus empfiehlt jedoch nicht die widernatürliche Unzucht, wie manche seiner Nachfolger gethan, sondern die Keuschheit in der Ehe und mehr noch die Ueberlegung vor dem Eheschluß.

gesehene Strafe den Uebertreter direct und durch ihn, nur mittelbarer und schwächer, die Gesellschaft trifft. Wenn die Natur für uns regiert und straft, so ist es ein sehr elender Ehrgeiz, ihr die Geißel aus der Hand winden und uns selbst mit dem Odium des Executors behaften zu wollen. Die Bestrafung muß also der Natur überlassen werden, welche durch die Noth straft. Der Uebertreter hat angesichts der deutlichsten und genauesten Warnung gefehlt und kann keinen gerechten Grund haben, sich über irgend wen als über sich selbst zu beklagen, wenn er die Folgen seines Irrthums empfindet. Gemeindeunterstützung ist ihm zu verweigern, und er muß der unsichern Unterstützung privater Mildthätigkeit überlassen bleiben. Er muß zu der Erkenntniß gebracht werden, daß die Gesetze der Natur, welche die Gesetze Gottes sind, ihn und seine Familie für den Ungehorsam gegen ihre wiederholten Warnungen zum Leiden verurtheilen, daß er keinen socialen Anspruch auch nur auf die geringste Nahrung habe, außer die er mit seiner Arbeit erwirkt, und daß, wenn es ihm und seiner Familie erspart bleibt, die natürlichen Folgen seiner Unvorsichtigkeit zu empfinden, er dies nur der Gnade eines gütigen Gebers verdankt, dem er sich durch die stärksten Bande der Dankbarkeit verpflichtet fühlen muß.“<sup>1</sup>

Zu der harten Lehre, daß der Arme kein Recht auf Unterstützung, ja nicht einmal ein Recht auf Existenz habe, daß er von Rechts wegen, wenn keine Nachfrage nach Arbeit ihm die Thore einer Fabrik oder wenigstens die elende Höhle eines sweater eröffnet, sterben und verderben müsse, bemerkt in Hermann Wagener's „Staats- und Gesellschaftslexikon“<sup>2</sup> der Verfasser des dem englischen Nationalökonomem im übrigen günstigen Artikels über Th. R. Malthus: „Malthus, der entschiedene Gegner der Revolution, hat mit jenem Satze den Sieg des Bürgerthums ausgesprochen, welches Adel und Geistlichkeit beseitigt und die socialistischen Forderungen der untern Volksklassen niedergeschlagen hatte. Der erste Entwurf seiner Schrift fällt in jene Zeit, in welcher das Bürgerthum unter dem Directorium sich als Sieger fühlte. Zum Erfolg des Bürgerthums hat er nur die theoretische Weihe hinzugefügt, indem er dasselbe als die allein berechnigte Person proclamirte, vor welcher der Arme kein Recht hat, ferner als die allein berechnigende Person, die Rechtsansprüche nach ihrem Wohlgefallen ertheilen und entziehen kann, endlich als den Verein der Unschuldigen, Tugendhaften und Reinen, vor welchem der Arme als solcher der Schuldige ist.“

<sup>1</sup> Etöpel a. a. O. S. 687 ff.

<sup>2</sup> XII, 706.

Wir sind weit entfernt, die Leichtfertigkeit im Eingehen einer Ehe in Schutz nehmen zu wollen. Allein der Natur (dem „natürlichen Bevölkerungsgesetz“ im Sinne Malthus') und andererseits den Arbeitern, welche zu früh und ohne Ueberlegung heiraten, die ganze Schuld des Elendes der untern Klassen aufbürden wollen, das ist denn doch eine geradezu naive Einseitigkeit. Malthus fällt es gar nicht ein, daß auch die besitzende Klasse und ihre Nationalökonomien sich wegen der Armut des Proletariats zu verantworten haben. Ihm sind die „ökonomischen Gesetze“ heilig, unantastbar, das Gesetz der freien Concurrnz, das Gesetz, nach welchem sich der Arbeitslohn ausschließlich durch Angebot und Nachfrage regulirt. Würde Malthus das nicht ausdrücklich sagen<sup>1</sup>, der Zweck seines Werkes: Herbeiführung einer Verminderung der Arbeiterklasse zur Verminderung des Arbeitsangebotes als des einzigen Mittels zur Beseitigung des Elendes, beweist zur Genüge, daß hier der Concurrnz ein absoluter Einfluß auf die Lohnbemessung zuerkannt wird. Man mag von Malthus halten, was man will; nur darf man den Mann, der den Kindern des Proletariats, welche der nationalen Production als überzählig erscheinen, geradezu das Recht zu leben abspricht, kaum einen Nationalökonomien, einen Volkswirtschaftslehrer nennen.

Als ein besonders glänzendes Gestirn der „klassischen“ liberalen Nationalökonomie gilt David Ricardo. Das sogen. Ricardosche Lohngesetz wird sogar von manchen Nationalökonomien ausführlicher behandelt, als die Lehre A. Smiths, obwohl unseres Erachtens die charakteristischen Merkmale der ganzen „klassischen“ Lohnlehre bei Smith sich bereits alle in genügender Ausprägung vorfinden. Ricardo spricht im ersten Hauptstücke seines Werkes über die „Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung“<sup>2</sup> von dem Arbeitslohne als einem Bestimmungsgrunde des Preises der Erzeugnisse und von der Arbeit als dem Maßstabe des Tauschwerthes derselben. Im fünften Kapitel<sup>3</sup> handelt er von den Bestimmungsgründen des Arbeitslohnes selbst: „Arbeit hat, wie alle andern Dinge, welche gekauft und verkauft werden, und deren Menge vergrößert oder verkleinert werden kann, ihren natürlichen und ihren Marktpreis. Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher nothwendig ist, um die Arbeiter, einen mit dem andern, in stand zu setzen, zu bestehen

<sup>1</sup> Stöpel a. a. O. S. 487. 651.

<sup>2</sup> Aus dem Englischen übersezt von Dr. Ed. Baumstark. 2. Aufl. Leipz. 1877.

<sup>3</sup> A. a. O. S. 66 ff.

und ihr Geschlecht fortzupflanzen ohne Vermehrung oder Verminderung. Die Fähigkeit des Arbeiters, sich selbst und die Familie zu ernähren, welche zur Erhaltung der Arbeiterzahl erforderlich sein kann, hängt nicht von der Geldmenge, welche er als Arbeitslohn empfangen mag, sondern von der Menge Nahrungsmittel, anderer Lebensbedürfnisse und Gemächlichkeiten ab, welche zum Unterhalte des Arbeiters und seiner Familie erforderlich sind. Mit einem Steigen des Preises der Nahrungsmittel und andern Lebensbedürfnisse wird auch der natürliche Preis der Arbeit steigen; mit einem Sinken des Preises jener erstern geht auch der natürliche Preis der letztern herab.“<sup>1</sup> Schreitet die Gesellschaft voran, nimmt Wohlstand und Bevölkerung zu, dann steigt an und für sich der natürliche Preis der Arbeit, weil die Bodenerzeugnisse theurer werden. Verbesserungen im Ackerbau, die Entdeckung neuer Märkte, von denen man Unterhaltsmittel einführt, werden jedoch den natürlichen Preis der Arbeit auf einem niedrigen Niveau erhalten können. Der natürliche Preis aller andern Güter hat ein Streben bei Zunahme des Wohlstandes und der Bevölkerung zu fallen. Denn wenn auch die Rohstoffe in ihrem natürlichen Preise steigen sollten, so würde doch dieser Erscheinung mehr als ein gleiches Gegengewicht gegeben durch die Verbesserungen im Maschinenwesen, durch bessere Theilung und Vertheilung der Arbeit und durch Erhöhung der Geschicklichkeit der Producenten.

Sodann kommt Ricardo auf den Marktpreis der Arbeit zu sprechen: „Der Marktpreis der Arbeit ist derjenige, welcher wirklich für dieselbe bezahlt wird, nach der natürlichen Wirksamkeit der Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage; Arbeit ist theuer, wenn sie spärlich, und wohlfeil, wenn sie im Ueberflusse vorhanden ist. So viel nun auch der Marktpreis der Arbeit von ihrem natürlichen Preise abweichen mag, so hat er doch, wie die Güter, ein Streben, sich ihm nachzubilden. — Wann der Marktpreis der Arbeit ihren natürlichen Preis überschritten hat, dann ist die Lage des Arbeiters blühend und glücklich; dann hat er es in der Gewalt, über eine größere Menge von Lebensbedürfnissen und Lebensgenüssen zu verfügen und deshalb eine gesunde und zahlreiche Familie zu erhalten. Wann jedoch zufolge der Ermunterung, welche hoher Arbeitslohn zur Vergrößerung der Bevölkerung gibt, die Arbeiterzahl zugenommen hat, dann sinkt

<sup>1</sup> Baumstark a. a. O. S. 66.

der Arbeitslohn wieder auf seinen natürlichen Preis und in der That zuweilen wegen der Gegenwirkung unter denselben. — Steht der Marktpreis der Arbeit unter ihrem natürlichen Preise, alsdann ist die Lage der Arbeiter am elendesten; alsdann beraubt sie die Armut um alle die Gegenstände körperlichen und gemüthlichen Wohlbehagens, welche die Sitte zu unerläßlichen Bedürfnissen gemacht hat. Erst, nachdem die Entbehrungen ihre Anzahl verringert haben, oder nachdem die Nachfrage nach Arbeit gestiegen ist, steigt der Marktpreis wieder bis zur Höhe ihres natürlichen Preises, und erst alsdann hat der Arbeiter wieder das mäßige Wohlbehagen, welches der natürliche Stand des Arbeitslohnes gewähren kann.“<sup>1</sup>

Nach Ricardo gibt es also zwei Hauptbestimmungsgründe für die Lohnhöhe. Es sind: 1. Angebot und Nachfrage; 2. der Preis der Güter, auf welche der Arbeitslohn verwendet wird<sup>2</sup>. Der entscheidende Bestimmungsgrund ist der erstere: Angebot und Nachfrage. Ricardo setzt volle Freiheit beim Vertragsabschlusse voraus und läßt den Preis der Arbeit wie den Preis jeder andern käuflichen und verkäuflichen, nach Belieben zu vermehrenden oder zu vermindernenden Ware zu stande kommen. Dabei wird ganz von selbst, unter der Herrschaft der freien Concurrnz, der durchschnittliche Arbeitslohn mit den Productionskosten der Arbeit zusammenfallen, d. i. mit den Kosten des Lebensunterhaltes des Arbeiters und des Arbeiterwachsthes. Die Unterhaltungskosten sind aber nur insofern Bestimmungsgrund des Lohnes, als sie den festen Punkt angeben, um welchen der Arbeitslohn oscillirt. Erhebt der Lohn sich für einige Zeit über diesen Punkt, dann vermehren sich die Arbeiter, das Angebot von Arbeit wächst und der Lohn sinkt. Fällt er dagegen unter jenen Punkt herab, dann sterben die Arbeiter und ihre Kinder Hungers, das Arbeitsangebot nimmt ab, der Lohn steigt. Das ist jenes Lohngesetz, welches bei Adam Smith und Malthus sich bereits findet, das aber, weil es von Ricardo schärfer entwickelt wurde, das Ricardosche Lohngesetz genannt wird. Es ist dasselbe Lohngesetz, dem später Lassalle seinen Namen beigefügt und die Bezeichnung des „ehernen Lohngesetzes“ gegeben hat. Die nähere Erklärung, welche Ricardo über den „natürlichen“ Preis der Arbeit gibt, verdeckt gar wenig die unmenschliche Härte dieses „ökonomischen Gesetzes“. „Man denke sich

<sup>1</sup> Baumstark a. a. O. S. 67 f.

<sup>2</sup> Ebd. S. 70 f.

nicht," sagt nämlich der englische Nationalökonom<sup>1</sup>, „der natürliche Preis der Arbeit, wie derselbe gerade in Nahrungs- und andern Bedürfnismitteln geschätzt ist, sei unabänderlich festgesetzt und beständig. Er wechselt zu verschiedenen Zeiten in einem und demselben Lande und ist in verschiedenen Ländern der Sache nach sehr verschieden. Er hängt seinem Wesen nach von den Sitten und Gebräuchen des Volkes ab. Einem englischen Arbeiter würde sein Lohn unter dem natürlichen Satze und zu knapp für die Unterhaltung seiner Familie vorkommen, wenn er damit kein anderes Nahrungsmittel als Kartoffeln kaufen und dafür in keiner bessern Wohnung als in einer schmutzigen Hütte leben könnte; und dennoch werden in Ländern, wo ‚das Leben wohlfeil ist‘, diese mäßigen Wünsche der Natur für hinreichend gehalten und seine Bedürfnisse zur Zufriedenheit gestillt. Manche von den Bequemlichkeiten, welche man jetzt in einer englischen Arbeitshütte genießt, würden in frühern Zeiten unserer Geschichte für Leppigkeiten gehalten worden sein.“

Es ist ja sehr gnädig, wenn Ricardo anerkennt, daß nach den verschiedenen culturellen Verhältnissen und Gewohnheiten der Völker auch der Begriff des Existenzminimums keine unbedingt feste, absolute Größe darstellt, wenn er für den englischen Arbeiter etwas Besseres als eine schmutzige Hütte und Kartoffelnahrung fordert, wenn er sogar mit den „Freunden der menschlichen Gesittung“ eine Hebung der Lebenshaltung des Arbeiters in allen Ländern wünscht<sup>2</sup>. Ohne Zweifel würde eine derartige Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter günstig auf die Lohnhöhe einwirken müssen. Allein die Frage bleibt, ob die klassische Nationalökonomie und speciell Ricardos Theorie die materielle und sociale Möglichkeit einer solchen Hebung des standard of life zu garantiren vermag. Das aber ist unseres Erachtens durchaus nicht der Fall. Wir vermissen in der Lohntheorie des englischen Nationalökonomens das, was der Arbeiterstand am sehnlichsten wünscht und wünschen muß: die Gerechtigkeit<sup>3</sup>, die Rücksichtnahme auf

<sup>1</sup> Baumstark a. a. O. S. 69 f.

<sup>2</sup> Ebd. S. 73.

<sup>3</sup> Darum können wir es auch nur als eine Uebertreibung auffassen, wenn Gustav Cohn (Nationalökonomische Studien [Stuttgart 1886] S. 651) sagt: „Mit dem Zugeständniß, daß dieser ‚nothwendige‘ Lebensunterhalt der ‚gewöhnlichkeitsmäßige‘ sei, ist sehr viel zugestanden; es ist damit zugestanden, daß dieses Maß nicht ein physisch bemessenes Minimum ist, nicht das Minimum, das zur animalischen Existenz gerade ausreicht, sondern daß es ein historisch mannigfaltig gestaltetes, nach Sitte und Gewohnheit von Zeit und Volk verschieden geartetes, ein ethisches Minimum ist, also ein Stück sittlicher Freiheit in der Ent-

den wahren ökonomischen und natürlichen Werth der Arbeit; ferner die wahre Menschlichkeit, welche ihn nicht zugleich mit der Ware dem unerbittlichen „ökonomischen Gesetze“ von Angebot und Nachfrage bedingungslos und schutzlos überantwortet. Was nützt es dem Arbeiter, wenn die Theorie den „natürlichen“ Preis der Arbeit seinen berechtigten Lebensgewohnheiten anpaßt, zugleich aber bloß des stärkern Angebotes wegen den Lohn unter den natürlichen Preis sinken läßt, bis „Entbehrungen die Anzahl der Arbeiter verringert haben“? Doch Ricardo kennt ja das Malthusische Mittel gegen dieses Elend. „Die Natur des Uebels gibt das Gegengift an. Durch stufenweise Verengerung des Kreises der Armen Gesetze, durch Einprägung des Werthes der Unabhängigkeit in das Herz der Armen, indem man ihnen zeigt, daß sie ihre Blicke nicht auf die ordnungsmäßig eingerichtete oder zufällige Wohlthätigkeit richten müßten, sondern vielmehr auf ihre eigenen Anstrengungen für den Unterhalt, daß Klugheit und Vorsicht weder unnöthige noch unnütze Tugenden sind, durch dieses werden wir uns stufenweise einem gesündern und heilsamern Zustande nähern.“<sup>1</sup> Das ist die nationalökonomische Weisheit, das ist die liebevolle Fürsorge der Ricardoschen Theorie für den größten Bestandtheil der Nation: Beschränkung und allmähliche Aufhebung der Armen Gesetze, damit die Arbeiter nicht zu leichtsinnigem Ehebruch veranlaßt werden

wicklung der Geschichte, nicht ein Stück grausamer eherner Naturnothwendigkeit.“ Wir glauben, daß mit diesem „ethischen Minimum“ nicht viel gewonnen ist. Wenn bei den Barbaren die „Sitte und Gewohnheit“ bestand, alte Eltern zu tödten, so war dieses auch nichts „Physisches“, sondern etwas „Ethisches“, „ein Stück sittlicher Freiheit“. Gleichwohl dürfte diese Bethätigung der sittlichen Freiheit jedermann als durchaus unethisch, unfittlich erscheinen. Daß „Sitten und Gewohnheiten“ den Lohn beeinflussen, hilft wenig; es kommt vielmehr darauf an, daß man bei der Lohnbemessung dem Sittengesetze, der Sittlichkeit und Gerechtigkeit die Rolle zuweist, welche ihnen gebührt. Das ist die wahre „Ethik“, von welcher der Arbeiter etwas hat und mit deren praktischer, durch sociale Institutionen gesicherter Durchführung „sehr viel zugestanden wäre“. Die bloße Anerkennung, daß in der Volkswirtschaft nicht alles absolut bestimmt ist, daß dort auch Freiheit und historische Entwicklung ihre Geltung beanspruchen, ist für die theoretische und praktische Lösung der Lohnfrage von untergeordneter Bedeutung. Mit beißendem Spott bemerkt Lippert im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ (V, 439) zu der oben citirten Stelle aus dem Werke Ricardos: „Es ist der einzige Anflug von Humanität, der Ricardo in diesem ‚Appell an die Freunde der Menschheit‘ in den ‚Principles‘ nachzuweisen ist, jener hinterlistigen Humanität aber, welcher der Kapitalismus um seiner selbst willen, der Aufrechterhaltung des bürgerlichen Friedens wegen, Concessionen macht.“

<sup>1</sup> Baumstark a. a. O. S. 79.

durch die Aussicht auf Unterstützung, mehr noch aber, damit „nicht alles reine Einkommen des Landes oder wenigstens so viel verschlungen werde, als uns der Staat, nach Befriedigung seiner eigenen unaufhörlichen Forderungen für die öffentlichen Ausgaben, noch übrig läßt“<sup>1</sup>. Also Beschränkung der Eheschließung durch Beseitigung der Armeengesetze und die Tugend der Klugheit und Vorsicht in der Ehe, aber beileibe keine Zumuthungen an das Kapital! Das ist Volkswirtschaftslehre im Sinne der liberalen Schule! „Die Lehrer der Nationalökonomie“, sagt Thorold Rogers, „sind gewohnt, den Reichthum zu beurtheilen, wie ein General dies thut mit Bezug auf die Militärmacht; sie sind mehr auf die Concentration bedacht, als auf die Details der Vertheilung. Das ist übrigens nicht auffällig. Die meisten Schriftsteller der politischen Oekonomie waren Personen in reichen oder wenigstens günstigen Verhältnissen. Mit einer tiefen und interessirten Genugthuung hatten sie das Wachsen des Reichthums in den Klassen, zu welchen sie gehörten, oder zu welchen sie doch in freundschaftlicher Beziehung standen, vor Augen. Für sie war die Armut der Industrie eine Schwierigkeit, ein Uebel, ein Problem, ein sociales Verbrechen. Sie hatten alle Sympathie mit den Leuten, die gewinnen und sparen, auf welche Art das auch geschehen mochte; aber sie waren nicht voll Rücksicht für den Mann, der arbeitet.“<sup>2</sup> Gilt das von klassischen Nationalökonomern im allgemeinen, so ganz besonders von David Ricardo, dem acute stockbroker, dem scharfsinnigen Actienhändler, wie Thorold Rogers ihn nennt<sup>3</sup>.

Adam Smith hatte in seinen „Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Reichthums der Völker“<sup>4</sup> gesagt: „Die Nachfrage nach Lohnarbeitern kann offenbar nur im Verhältniß zur Zunahme der Fonds wachsen, welche zur Lohnzahlung bestimmt sind.“ Gleichwohl bietet sich im weiteren Verlauf der Darstellung kein Anhaltspunkt dafür, daß Adam Smith in dem Lohnfonds eine im voraus bestimmte und feste Größe erblickt habe. Dieser Ansicht war jedoch John Stuart Mill. „Wie andere Dinge kann der Arbeitslohn“, sagt Mill<sup>5</sup>, „entweder durch Con-

<sup>1</sup> Baumstark a. a. O. S. 78.

<sup>2</sup> Six Centuries of Work and Wages. The History of English Labour by James E. Thorold Rogers, M. P. (New edition, London 1886), p. 524.

<sup>3</sup> Ricardo war Bankier.

<sup>4</sup> Vgl. Uebersetzung von Stöpel I, 95. (B. I, Ch. VIII.)

<sup>5</sup> Grundsätze der politischen Oekonomie, übersetzt von Adolf Soetbeer. Vierte deutsche Ausgabe. II. Bd. (In der Sammlung von Comperz VI. Bd.) S. 1 f. (B. II, Ch. XI, § 1.)

currenz oder durch Herkommen regulirt werden. In England gibt es wenige Arten Arbeit, für welche die Vergütung nicht niedriger sein würde, als sie wirklich ist, wenn der Arbeitgeber die Concurrnz zum vollen ausbeuten wollte. Concurrnz muß jedoch im gegenwärtigen Gesellschaftszustande als der hauptsächlichste Regulator des Arbeitslohnes angesehen werden und Herkommen oder individueller Charakter nur als modificirender Umstand, und zwar in einem vergleichsweise geringen Grade. Der Arbeitslohn ist demnach abhängig von der Nachfrage und dem Angebot in betreff von Arbeitern, oder wie es oft ausgedrückt wird, von dem Verhältniß zwischen Bevölkerung und Kapital<sup>1</sup>. Unter Bevölkerung wird hier nur die Anzahl der arbeitenden Klasse oder vielmehr derer, die für bestimmten Lohn arbeiten, verstanden; und unter Kapital nur umlaufendes Kapital<sup>2</sup>, und dieses nicht einmal seinem ganzen Betrage nach, sondern nur der Theil desselben, der zum directen Kauf von Arbeit bestimmt ist. . . . Der Arbeitslohn (selbstverständlich ist die durchschnittliche Höhe desselben zu verstehen) kann nur durch eine Vermehrung des zur Miethung von Arbeitern angewendeten Gesamtfonds oder durch eine Verminderung der Zahl der Arbeiter steigen; sowie andererseits nur durch eine Verminderung des zur Bezahlung von Arbeit bestimmten Fonds oder durch eine Zunahme der Zahl der zu bezahlenden Arbeiter sinken.“

An einer andern Stelle entwickelt John Stuart Mill die von ihm längere Zeit hindurch vertheidigte sogen. „Lohnfondstheorie“ in folgender Weise: „Es wird angenommen, daß in jedem gegebenen Augenblicke eine Summe von Vermögen vorhanden ist, welche bedingungslos für die Bezahlung von Arbeitslöhnen bestimmt ist. Diese Summe (der sogen.

<sup>1</sup> Der Ausdruck: der Lohn bestimmt sich nach dem Verhältniß zwischen Population und Kapital, bedeutet bei manchen englischen und französischen Nationalökonomen nur so viel wie: der Lohn bestimmt sich nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage, und nicht gerade, daß das „Kapital“ ein bestimmter, fester Fonds sei.

<sup>2</sup> Der Name „umlaufendes“ Kapital wird „von dem Umstande abgeleitet, daß dieser Theil des Kapitals beständig durch den Verkauf der fertigen Erzeugnisse erneuert werden muß, und sobald er erneuert ist, fortwährend durch den Ankauf von Stoffen und Bezahlung von Arbeitslohn wieder fortgeht, so daß er nicht dadurch, daß er aufbewahrt wird, sondern dadurch, daß er von einer Hand in die andere übergeht, seine Aufgabe erfüllt“. J. St. Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie (B. I, Ch. VI, § 1). Soetbeers Uebersetzung I (Gomperz' Sammlung V. Bd.), S. 99. — Zum „stehenden“ Kapital gehören Gebäude, Maschinen, Geräthschaften, Werkzeuge u. f. w.

„Lohnfonds“) wird nicht als unveränderlich angesehen, denn sie wird durch Ersparung vermehrt und wächst mit der Zunahme des Vermögens; aber man betrachtet sie als einen für jeden gegebenen Augenblick vorherbestimmten Betrag. Mehr als dieser Betrag könne unmöglich unter die lohnempfangende Klasse vertheilt werden, diesen Betrag aber müsse sie unberührt erhalten. Da also die zu theilende Summe eine feste ist, hängt der Lohn des einzelnen (Arbeiters) nur von dem Divisor ab, d. h. von der Anzahl der Theilhaber (der Arbeiter).“<sup>1</sup>

Mit andern Worten: Da in jeder Produktionsperiode eine feste Kapitalsumme im voraus für Zahlung der Arbeitslöhne bestimmt ist, so wird der durchschnittliche Lohnsatz ermittelt, indem man eben jene feste Kapitalsumme (den Lohnfonds als Dividend) durch die gegebene Arbeiterzahl (als Divisor) theilt. Der hierbei herauskommende Quotient stellt den durchschnittlichen Lohnsatz des einzelnen Arbeiters dar. „Um dieses Princip zu beleuchten,“ sagt Mc Culloch, „läßt uns voraussetzen, jenes Kapital eines Landes, welches für die Bezahlung von Löhnen bestimmt ist, würde, wenn man dasselbe auf Weizen als Normalmaß zurückführt, eine Masse von 10 000 000 Malter bilden. Wenn nun die Anzahl der Arbeiter in dem Lande sich auf 2 000 000 belaufen würde, so ist es evident, daß der Lohn eines jeden . . . 5 Malter betragen würde, und es ist ferner evident, daß dieser Lohnsatz nicht anders erhöht werden könnte, als durch Vermehrung der Quantität des Kapitals in einem größern Verhältniß, als wie die Zahl der Arbeiter sich vermehrt, oder durch eine verhältnißmäßig stärkere Verminderung der Arbeiterzahl.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> J. St. Mills Gesammelte Werke (Gomperz) XII. Bd. Vermischte Schriften III. Uebersetzt von Siegmund Freud (Leipzig 1880), S. 125.

<sup>2</sup> Vgl. Mc Culloch, Political Economy (Ward & Lock, London) p. 173 f. Der englische Nationalökonom zieht dann noch seine Folgerungen aus der Lohnfondstheorie für den Wohlstand der Arbeiter: „The well-being and comfort of the labouring classes are, therefore, especially dependent on the relation which their increase bears to the increase of the capital that is to feed and employ them. If they increase faster than capital, their wages will be reduced; and if they slower, they will be augmented. In fact, *there are no means whatever* by which the command of the labouring class over the necessaries and conveniences of life can be enlarged, other than by accelerating the increase of capital as compared with population, or by retarding the increase of population as compared with capital: and *every scheme for improving the condition of the labourer*, which is not bottomed on this principle, or which has not an increase of the ratio of capital to population for its object, must be *completely nugatory and ineffectual.*“

Nicht geringen Vorthheil bot der besitzenden Klasse dieses neue „Naturgesetz“ der ökonomischen Ordnung. Ergab sich ja doch daraus die wichtige Folgerung, daß die Arbeiter durch Coalitionen keinen höhern Lohn zu erzwingen vermöchten. Alle derartigen Bestrebungen mußten an dem festen Betrage des Lohnfonds mit „Naturnothwendigkeit“ scheitern. Möchten die Coalitionen vielleicht auch für einen Theil der Arbeiter Lohn-erhöhung durchsetzen, der andere Theil mußte darunter büßen, ihm mußte der Lohn verringert werden, weil der Lohnfonds sonst vor der Zeit erschöpft worden wäre. Im Grunde genommen enthielten demnach die Bestrebungen der Gewerksvereine nach höherem Lohne eine brutale Grausamkeit gegen die eigene Arbeiterklasse<sup>1</sup>. Nur ein einziges Mittel, ihre Lage zu verbessern, stand also den Arbeitern zur Verfügung: die Verminderung ihrer Zahl.

Der amerikanische Nationalökonom Francis A. Walker hat die Lohnfondstheorie gründlich widerlegt<sup>2</sup>. In der neuesten, dritten Auflage seines Werkes „Political Economy“ erwähnt er im Context des Lehrbuches die Theorie, die einst alle englischen Ökonomen beherrschte, nur mehr im Vorübergehen als eine heute verlassene Doctrin, kommt jedoch im 6. Buche, wo er einzelne Fragen speciell behandelt, wieder auf dieselbe ausführlicher zurück. Es genügt uns, hier bloß daran zu erinnern, daß selbst der Hauptvertreter der Theorie, J. St. Mill, durch die Lectüre von Thorntons berühmtem Werke „On Labour“<sup>3</sup> veranlaßt, seinen frühern Standpunkt

<sup>1</sup> „Noch in den sechziger, ja bis in die siebziger Jahre wurde in England und Deutschland in Aufsätzen und Zeitungsartikeln unter Berufung auf die ewigen Gesetze der Volkswirtschaft den Arbeitercoalitionen die Unmöglichkeit von Lohnsteigerungen außer auf Kosten einer andern Klasse von Arbeitern dargelegt, und in beiden Ländern haben die daran geknüpften Mahnungen, die Arbeiter möchten im Namen der von ihnen proclamirten Brüderlichkeit von Lohnsteigerungen absehen, nicht wenig zur Mehrung der Erbitterung beigetragen.“ V. Brentano, Die klassische Nationalökonomie (Leipzig 1888), S. 9 f.

<sup>2</sup> *Fr. Walker*, *The Wages Question* (New York 1876) und *Political Economy* (New York 1883), Third Edition, revised and enlarged (London 1892), n. 327, p. 251 f. und Part VI, n. 453, p. 364.

<sup>3</sup> *William Thompson Thornton*, *On Labour*, 2. Edit. (London 1870), deutsch von H. Schramm. Leipzig 1870. Thornton bekämpft hier, auf die Erfahrung gestützt, die liberale Lehre von der „naturgesetzlichen“ Regulirung des Arbeitslohnes und des Preises. Gleichwohl bleibt Thornton noch in den herrschenden Anschauungen befangen, wenn er meint, der Arbeiter müsse jeden durch Vertragsschluß ausbedungenen Lohn unter allen Umständen, und möge er noch so niedrig sein, als gerecht anerkennen. Im übrigen begrüßt er die cooperative Wirksamkeit der englischen Gewerksvereine (Trades Unions) und sieht in ihnen eine Schutzwehr gegenüber der Willkür der Unternehmer.

aufgab: „Die von allen oder den meisten Nationalökonomern (mich selbst eingeschlossen) bisher vorgetragene Lehre, welche es für unmöglich erklärte, daß Coalitionen die Löhne erhöhen können, oder welche ihre Wirksamkeit in dieser Hinsicht darauf beschränkte, daß sie eine Lohnsteigerung, die infolge der Concurrenz des Marktes auch ohnehin erfolgt wäre, nur ein wenig früher herbeiführen, — diese Lehre wird nun ihrer wissenschaftlichen Begründung verlustig und muß beiseite gesetzt werden. Das Recht und Unrecht im Vorgehen der Gewerksvereine wird zu einer gewöhnlichen Frage der Klugheit und des socialen Pflichtgefühls, nicht zu einer solchen, welche durch den unnachgiebigen Zwang wirtschaftlicher Gesetze in unwiderruflicher Weise entschieden wäre.“<sup>1</sup> Dann weist Mill die vollkommene Hinfälligkeit der Lohnfondstheorie nach, insbesondere aus den falschen Voraussetzungen, auf welche sie sich stützt. Es müsse als unwahr bezeichnet werden, daß in jeder Productionsperiode eine bestimmte Kapitalsumme im voraus genau festgesetzt sei, aus welcher die Arbeitslöhne gezahlt werden, — und zwar so festgesetzt, daß eine Verminderung oder Vermehrung dieses Betrages als ökonomisch unmöglich zu gelten habe.

„Der Gedankengang der herkömmlichen Theorie“, sagt J. St. Mill, „ist folgender: Die pecuniären Mittel des Kapitalisten bestehen aus zwei Theilen, seinem Kapital und seinem Gewinn oder Einkommen; sein Kapital ist das, womit er zu Anfang des Jahres beginnt, oder womit er sich in eine Reihenfolge von geschäftlichen Operationen einläßt; sein Einkommen erhält er nicht eher, als bis das Jahr zu Ende, oder der Kreis der Operationen abgeschlossen ist. Sein Kapital ist es — von jenem Theil desselben abgesehen, welcher in Gebäuden und Maschinen fest angelegt oder für Rohstoffe verausgabt ist —, womit er die Arbeitslöhne zahlt. Er kann sie nicht aus seinem Einkommen bezahlen, denn er hat es noch nicht erhalten. Sobald er es erhält, kann er einen Theil davon zurücklegen und damit sein Kapital vergrößern; als solches wird es einen Theil des Lohnfonds des nächsten Jahres bilden; aber es hat mit dem Lohnfonds des laufenden Jahres nichts zu schaffen. — Aber diese Unterscheidung zwischen dem Verhältniß eines Kapitalisten zu seinem Kapital und jenem zu seinem Einkommen ist von völlig imaginärer Art. Der Kapitalist geht zu Anfang von der Totalsumme seiner angesammelten Mittel aus, welche in ihrer Gesamtheit potentiell Kapital darstellen; davon be-

<sup>1</sup> J. St. Mill a. a. D. XII, 128 f.

streitet er seine persönlichen Ausgaben und jene seiner Familie, gerade so wie er die Löhne seiner Arbeiter vorausbezahlt. Er beabsichtigt natürlich, diesen Vorschuß aus seinem Gewinn, wenn er ihn erhält, zurückzuzahlen, und er zahlt ihn auch, wie alle seine übrigen Vorschüsse, Tag für Tag zurück; denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß er seinen Gewinn in dem Maße macht, als seine Geschäfte sich abwickeln, und nicht zu Weihnachten oder zu Johanni, wenn er die Bilanz aus seinen Büchern zieht. Sein eigenes Einkommen wird daher, soweit es verbraucht und verausgabt wird, aus seinem Kapital vorgestreckt und aus dem Erlös zurückerstattet, in gleichem Maße wie die Arbeitslöhne, welche er ausbezahlt. Wenn wir den Gesamtbetrag seines Besitzes, der zur Lohnzahlung dienen kann, den Lohnfonds nennen wollen, so fällt dieser Fonds mit dem ganzen Ertrage seines Geschäftes, nachdem er seine Maschinen, Gebäude und Materialien in Stand erhalten und seine Familie ernährt hat, zusammen, und er wird für ihn und seine Arbeiter gemeinsam verwendet. Je weniger er für das eine verwendet, desto mehr kann er für das andere verwenden, und umgekehrt. Der Preis der Arbeit wird so wenig durch die Vertheilung des Ertrages zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitern bestimmt, daß es vielmehr dieser Preis ist, der die Vertheilung bestimmt. Wenn der Lohnherr seine Arbeit wohlfeiler erhalten kann, kann er mehr für sich selbst aufwenden. Wenn er für Arbeit mehr zu bezahlen hat, so wird diese Mehrzahlung seinem eigenen Einkommen entnommen, vielleicht dem Theil desselben, welchen er sonst erspart und dem Kapital hinzugefügt hätte, . . . vielleicht auch dem Theil, welchen er für seine persönlichen Bedürfnisse und Vergnügungen verausgabt hätte. Es gibt kein Naturgesetz, welches die Arbeitslöhne an und für sich hinderte, so hoch zu steigen, daß sie nicht nur den Fonds aufzehren, welchen der Arbeitgeber für die Fortführung des Geschäftes bestimmt hatte, sondern auch alles, was er sich über die Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse hinaus für seine persönlichen Ausgaben vorbehält. Die wirkliche Grenze der Lohnsteigerung liegt in der praktischen Ueberlegung, welche Höhe derselben den Lohnherrn zu Grunde richten oder zwingen würde, das Geschäft aufzugeben, und nicht in den unerbittlichen Schranken des Lohnfonds.“<sup>1</sup>

Daß überdies die Lohnfondstheorie von jeder Rücksicht auf die Gerechtigkeit des Lohnes absieht, liegt auf der Hand. Rede ich von einem

<sup>1</sup> J. St. Mill a. a. O. S. 126 ff.

„gerechten“ Lohne, so kann ich an einer Bezugnahme auf den Werth der Arbeit nicht vorbeikommen. Die Lohnfondstheorie hat aber nichts anderes vor Augen, als die zum Lohnfonds bestimmten Kapitaltheile. Die Beziehung zwischen dem Werthe der Arbeit und dem Werthe des Brutto-productes bleibt hier ebenso außer Betracht, wie der innere Werth der menschlichen Arbeitsleistung als solcher.

Nicht minder abfällig wird das Urtheil über die Lohnfondstheorie ausfallen müssen, wenn wir dieselbe in den Gesichtspunkt des Volkswohlstandes rücken. Nur zur Verdeckung einer ungebührlichen Profitmacherei konnte die Theorie gute Dienste leisten. Mit Recht sagt darum Th. Mithoff: „Die Lohnfondstheorie ist neben dem Ricardoschen ‚ehernen‘ Lohngesetze ein besonders sprechendes Beispiel, wie durch die Irrthümer der Wissenschaft die wichtigsten Ansprüche und Bestrebungen der arbeitenden Klassen in für sie nachtheiliger Weise beeinflußt werden können, und wie groß daher die Verantwortlichkeit der Wissenschaft auf diesem ihrem Gebiete ist.“<sup>1</sup>

Noch einige Worte zum Schluß über die Lohntheorie des französischen Klassikers Jean Baptiste Say. Es muß zunächst als ein Vorzug anerkannt werden, daß Say den Begriff des „natürlichen“ Lohnes im Sinne Ricardos nicht annimmt. Ferner verdient es Anerkennung, daß J. B. Say den Unterschied zwischen der Arbeit des einfachen Tagelöhners, welche jeder Mensch ohne irgend eine Lehrzeit ausführen kann, und der Arbeit des gelernten Arbeiters schärfer betont und consequenter festhält, als dies in der englischen Nationalökonomie geschehen war.<sup>2</sup> „Ricardo, James Mill, Mc Culloch kennen eigentlich“, sagt L. Brentano<sup>3</sup>, „gar keine Arbeiterklasse, noch weniger die verschiedenartigen Klassen von Arbeitern, die Verhältnisse, in denen sie leben, die Beweggründe, welche ihr Handeln bestimmen. Sie kennen eigentlich auch keine Arbeitgeber. Nach der klassischen Nationalökonomie ist der Lohn bestimmt durch das Verhältniß der Bevölkerung zum Kapital. Unter der Bevöl-

<sup>1</sup> In Schönbergs Handbuch der politischen Oekonomie. 2. Aufl. I (Lübingen 1885), 645, Anm. 53.

<sup>2</sup> Ausführliche Darstellung der Nationalökonomie von J. B. Say, übersetzt von Karl Eduard Morstadt II (Heidelberg 1830), 184 ff. — Ausführliches Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie von J. B. Say, deutsch von M. Stirner. III (Leipzig 1845), 66 f. — Catechisme d'Économie Politique par J. B. Say. 4. édition, revue par Charles Comte (Bruxelles 1836), p. 146.

<sup>3</sup> Die klassische Nationalökonomie (Leipzig 1888), S. 7 f.

terung versteht sie hierbei eine Menge vereinzelter Personen, als deren einziges charakteristisches Merkmal zu verzeichnen ist, daß sie kein Kapital haben. Sie speculiren mit ihrer Arbeit gleich Kaufleuten mit ihren Waren und machen sich gleich diesen Concurrnz. Wie ein Kaufmann, der bei sinkenden Zucker- und steigenden Kaffeepreisen sein Kapital aus der einen Anlage zurückzieht, um es in der vortheilhaftern anzulegen, wählt der Arbeiter seine Beschäftigung je nach dem Stand der Conjunctur. Diese Ermägungen bestimmen sowohl seine erste Berufswahl, als auch seinen spätern Berufswechsel. Als ob es ihm technisch und ökonomisch möglich wäre, jederzeit von der niedriger zur höher gelohnten Beschäftigung überzugehen, ist er heute Landarbeiter, morgen Hutmacher, übermorgen Baumwollspinner, dann wieder Maschinenbauer, Tischler, Uhrmacher u. s. w. Daher auch die Lehre, daß ebenso wie die Kapitalgewinne der verschiedenen Anlagen sich ausgleichen, in keinem Gewerbe der Lohnsatz auf die Dauer höher sein könne, als in den übrigen, — außer wenn besondere mit einem Gewerbe verbundene Unannehmlichkeiten von ihm abschrecken.“ Diese Auffassung wird, wie gesagt, von J. B. Say nicht getheilt. Er macht den Unterschied zwischen „de simples manouvriers“ und „des gens de métier“. Für die erstern erhebt sich der Lohn nicht über den Betrag des nothwendigen Unterhalts für den Arbeiter und seine Familie; „parce que, pour exécuter son service, il ne faut pas d'autre condition que d'être homme, et qu'un homme nait partout, où il peut subsister“<sup>1</sup>. Die gens de métier dagegen erhalten einen höhern Lohn; denn Leute dieser Art werden nicht in der gleichen Zahl dauernd erhalten werden können, wenn der Lohn nicht über den Unterhalt hinaus die Productionskosten der höhern Kenntniß, die Kosten der Lernzeit deckt. So wie so werden ja auch, da hier höhere Intelligenz und größere Geschicklichkeit erforderlich ist, die Concurrenten beim Arbeitsangebot in geringerer Zahl auftreten. Nicht Rücksichten der Gerechtigkeit und des Volkswohles entscheiden also auch nach J. B. Say bei der Lohnbemessung, sondern lediglich die Zahlen der Nachfragenden und Anbietenden. „Das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage bestimmt den Preis dieser Ware, welche Arbeit des Arbeiters heißt.“<sup>2</sup> Daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Daß die Löhne „auf den niedrigsten Satz der noth-

<sup>1</sup> Catéchisme d'Économie Politique p. 146.

<sup>2</sup> Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie a. a. O. S. 64.

wendigsten Bedürfnisse und zuweilen noch tiefer herabgedrückt werden“, das geschieht „durch die Natur der Sachen und durch die Macht der ersten Klassen der Gesellschaft. . . . Jemanden nöthigen, Arbeiten theurer zu bezahlen, als sie angeboten werden, wäre eine Verletzung des Eigenthums und eine Antastung der Handelsfreiheit“<sup>1</sup>.

Wir haben uns bemüht, ein genaues Bild von der Lohntheorie zu geben, wie sie von den fünf Nationalökonomien, die man mit Vorzug als „klassische“ bezeichnet, vorgetragen wurde. Sieht man von einigen Verschiedenheiten ab, so kommen alle darin überein, daß das Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage das absolute Gesetz, ja im Grunde genommen das einzige „Gesetz“ der Lohnbestimmung wie jeder andern Preisbestimmung sei. Cobden drückt den Gedanken also aus: „Wenn zwei Arbeiter hinter einem Arbeitgeber herlaufen, dann sinkt der Lohn; wenn aber zwei Arbeitgeber hinter einem Arbeiter herlaufen, dann steigt der Lohn.“ Man mag diese Cobdensche Formel mit ihrer alleinigen Rücksichtnahme auf die Zahl roh, brutal, materialistisch nennen, — jedenfalls gibt sie im wesentlichen die Lehre der klassischen Nationalökonomien, insbesondere der englischen, getreu wieder.

(Schluß folgt.)

Heinrich Pesch S. J.

## Maria Novella in Florenz.

Maria Novella, im westlichen, S. Croce entgegengesetzten Stadttheile gelegen, ist die Kirche der ersten Niederlassung des Dominikanerordens und vervollständigt die Dreizahl der großen gotischen Kirchen in Florenz<sup>2</sup>.

### I.

Den schönsten Anblick gewährt Maria Novella, wenn man, aus dem Innern der Stadt auf dem kürzesten Weg vom Dom kommend, den großen Platz der Kirche betritt und dort quer der Kirche gegenüber sich aufstellt. So gewinnt man eine ganz befriedigende Ansicht der Stirn- und Langseite der Kirche. Maria

<sup>1</sup> Lehrbuch der praktischen Politischen Oekonomie a. a. O. S. 69.

<sup>2</sup> Vgl. diese Zeitschrift Bb. XLIX, S. 225 ff.; Bb. L, S. 383 ff. 527 ff.

Novella füllt dann, auf einer mäßigen Unterlage von Stufen sich erhebend, mit ihrer marmorbekleideten Fassade die linke Seite des Platzhintergrundes. An die rechte Seite der Fassadenwand schließt sich nach hinten schreitend das schlichte Langhaus und zieht sich mit seinem Nebenschiff und Oberhaus, durch Kranzgesimse und mäßige Strebepfeiler, durch hohe gotische Fenster und runde Oberlichter geziert, in einer Linie hin, bis das rechte Querschiff, im rechten Winkel hervorspringend, bis an die Straße vordringt und dort mit seiner Seitenfassade den Anblick abschließt. Eine mäßig hohe Umfangsmauer, die an der rechten Seite der Fassade ansetzt, nach rechts hin dem Platzhintergrunde folgt, dann aber in spitzem Winkel abbiegend und die Straße entlang eilend sich mit dem rechten Querschiff verbindet, bildet so aus dem Raume zwischen der Langseite und dem Querschiff der Kirche einen großen, langgestreckten, rechteckigen Außenhof, dem auf der andern Seite der Kirche ein Kreuzgang als Innenhof entspricht. Diese Umfangsmauer ist, dem untern Theil der Hauptfassade entsprechend, aus Wechselstreifen von weißem und schwarzem Marmor gebaut und schreitet in gotischen Bogen mit tiefgelegten Grabnischen fort, deren Sockel große, kräftig in Marmor gehauene Wappen der Stadt und der großen Familien in fortlaufender Reihe zieren. Es sind diese Nischen nach innen und außen als große Sammelgräber der Vornehmen und Adeligen gedacht, und sie schließen als schönes und einfaches Außenbauwerk den Anblick der großen Kirche in gefälliger und würdiger Weise unten ab, während über dem Gesamtbau, von der andern Seite der Kirche aufsteigend, sich der schlanke, 68 m hohe Thurm mit seinen Eckstreifen und Bogenfriese, mit seinen säulengetheilten Bogensfenstern und mit seinem vierseitigen, von vier Hochgiebeln umgebenen Spitzhelm sich erhebt und den Gesamtanblick krönt. Das Außere der Kirche folgt mehr der lombardischen als der pisanischen Gotik, aber mit großer Selbständigkeit. Sehr starke, fast thurmähnliche Mauerstreifen verstärken die Ecken und tragen eine Art niedriger, zum Theil mit Spitzhelm gekrönter Fialen<sup>1</sup>. Der Hauptthurm aber erinnert in seiner Gesamterscheinung lebhaft an romanische Bauart.

Die innere Eintheilung und Gliederung der Kirche schließt sich den Hauptzügen nach ganz an die bekannte Bauform der größern Bettelordenkirchen des 13. Jahrhunderts in Umbrien und Toscana an<sup>2</sup>. Das dreitheilige Schiff des Langhauses mündet in einen Querbau mit dem Chor und je zwei viereckigen Kapellen und je einer Kapelle am Ende des Kreuzarms. Leitender Gedanke war auch hier möglichste Größe der einzelnen Theile, oder durchsichtige, schlanke Weiträumigkeit<sup>3</sup>. Die Aufgabe wurde mit Glück gelöst, und was wohl zu merken, zum erstenmal ohne alle Verankerung; denn S. Croce folgte Maria Novella erst fast zwei Jahrzehnte später. Sechs kräftige Pfeiler mit abgefaßten Ecken und vier Halbsäulen, theils von korinthischen, theils von wunderbar gearteten Kapitälern

<sup>1</sup> Mothes, Die Baukunst des Mittelalters in Italien II, 758.

<sup>2</sup> S. diese Zeitschrift Bd. L, S. 385.

<sup>3</sup> Die Länge der Kirche mißt 99 m, die Breite in der Kreuzung 61, die Breite der Schiffe 28.

gekrönt, tragen das Oberhaus des Mittelschiffes, das gleiche Höhe mit dem Chor und dem Querschiffe hat, während die Nebentapellen nur etwa die halbe Höhe erreichen. Die beiden Kapellen am Ende des Querschiffes liegen ziemlich hoch, werden auf höchst malerisch angelegten Freitreppen erstiegen und bieten so Gelegenheit zu den tiefgelegenen Räumen, durch die man im Süden zu dem innern Hof oder Kreuzgang gelangt. Merkwürdigerweise besitzen die Pfeiler des Mittelschiffes nicht die gleiche Entfernung. Während die hintersten und ältesten, die nächsten am Querschiff, 35 Fuß Abstand im Lichte zählen, schwanken die andern zwischen 44 und 46 Fuß. Es ist kaum zu denken, daß dieser Ungleichheit die Absicht zu Grunde lag, eine Scheinverlängerung der Fernsicht zu bewirken. Eine solche Täuschung lag der Baukunst dieser Zeiten fern. Wahrscheinlich kommt die Verschiedenheit daher, daß die Meister des Neubaus einige Theile der alten, kleinern Kirche beibehielten. Die Seitenschiffe sind ziemlich niedrig und schmal, die Bogen mehr stumpf als schlank. Das Ganze ist einfach, streng, aber nicht spröde und entbehrt trotz großer Einfachheit und Mäßigkeit in Zierschmuck nicht der Anmuth und Wohlgefälligkeit.

Im Gegentheil, von dem Haupteingange aus betrachtet, macht dieser Innenaubau mit seinen einfachen Gliederungen, die nur durch Farbenlinien bläulichen Sandsteins angedeutet sind, mit seinen sanften Bogenschwingungen, mit dem Adel seiner Verhältnisse, der bei der durchgehenden Schmucklosigkeit der Wände nur um so mehr hervortritt und zum Bewußtsein kommt, durchaus den Eindruck durchsichtiger Klarheit, Leichtigkeit und majestätischen Ernstes, den Eindruck der ungesuchtesten Anmuth und Harmonie und einer lichten Raumwirkung, wie man sie sich schöner kaum denken kann. Nicht umsonst nannte Michel Angelo Maria Novella seine „Braut“. Unter den gotischen Kirchen Toscanas nimmt sie unstreitig den ersten Rang ein, und man kann Marchese nur beistimmen, wenn er schreibt, wie der Geist und das Herz sich gehoben fühlen und etwas wie Himmelswonne zu kosten meinen beim Anblick des schönen Gotteshauses, wenn beim Sonnenuntergang die tiefen Schatten der Kreuzgewölbe und Pfeiler sich kreuzend auf den entgegengesetzten Wänden abheben, während das Abendsonnengold, das durch die gemalten Scheiben der runden Oberlichter, der hohen Bogenfenster fällt, alles in Regenbogenherrlichkeit ausstrahlen läßt<sup>1</sup>. Es sind ganz weichevolle Augenblicke, die solch ein Abend dem Besucher des Gotteshauses bereitet.

## II.

Das Zierwerk der Kirche besteht in Altären, in Grabmälern und vor allem in den Malereien des Chors und der Seitentapellen.

Die beiden Seiten des Langhauses entlang läuft eine Reihe Altäre, die nichts Besonderes aufweisen. Das leere Mittelschiff war einst quer in zwei Theile getheilt durch einen fogen. Apostelgang oder Ponte, wie die Italiener ihn nennen, auf dem man auch Messe las und an Festtagen die Epistel und das

<sup>1</sup> *Marchese*, Memorie dei più insigne pittori, scultori ed architetti Domenicani I (Firenze 1845), 56.

Evangelium verkündete. Cosimo I. ließ ihn wie in manchen andern Kirchen im Jahre 1565 entfernen<sup>1</sup>. — Im rechten Querschiff rechts in der Ecke steht das gotische Grabdenkmal des Patriarchen Joseph von Konstantinopel, der in Florenz während des allgemeinen Concils starb. Sehr kindlich lautet die Inschrift:

Hic iacet eximius Joseph Constantinopolitanus,  
Qui obiit anno Domini MCCCCXL.

In der Nähe befindet sich auch das Grab des Dominikaners Aldobrandino Cavalcanti (1279), der in der Baugeschichte der Kirche und in der Gründung der Niederlassung eine wichtige Rolle spielte, und das Denkmal des Bischofs von Fiesole, Tedeci Mioti (1336), ein einfacher, guter, gotischer Bau auf Tragesteinen und mit einem Säulenbaldachin von dem Sienesen Tino di Camaino, der uns schon in S. Croce begegnete. — In der Höhe erblickt man eine Muttergottesstatue von Rino Pisano (1368), einem originellen Künstler, bei dem aber die gerühmte Größe und Anmuth des Vaters, Andrea Pisano, oft in das Naive und Genrehafte spielt, hier z. B. in der gewundenen Haltung der Mutter und in dem Zeitvertreib des Kindes mit einem Stieglitz<sup>2</sup>. — Fein, reich und glänzend ist an der entgegengesetzten Wand desselben Querschiffes in der zweiten Kapelle rechts am Chor das Grab des Filippo Strozzi. Hinter dem Altar liegt der Sarg von schwarzem Marmor, und über demselben schwebt in niederer Nische auf dunkler Rückwand ein Rundrelief der Mutter Gottes aus weißem Marmor, von Engeln getragen — sämtlich Gestalten von träumerischer Holdseligkeit. Benedetto da Majano hat mit diesem Werk sowie mit dem wunderbar schönen Palast in der Stadt Filippo, seinen Gönner, verewigt (1489—1491). Es ist dieser Strozzi der Vater des unglücklichen Strozzi gleichen Namens, der, anfangs Anhänger und Förderer der Medici, dem ersten Herzog Alessandro zur Befestigung der Herrschaft den Rath erteilte, im nördlichen Theile der Stadt eine Citadelle zu bauen, später aber als erbitterter Gegner dieser Familie nach einer unglücklichen Schilderhebung gegen Cosimo I. in derselben Citadelle auf geheimnißvolle Art als Gefangener starb, ohne eine bekannte Grabstätte zu finden. „Exoriare aliquis . . . ex ossibus ultor“ sollen seine letzten Worte gewesen sein. Der Rächer aber zeigte sich nicht. Die Niederwerfung des Strozzi und seiner Partei war die Bluttause der Medici-Herrschaft und der Wendepunkt der Geschichte von Florenz! Die Vielgestaltigkeit der Republik erlischt; fortan ist nur einer Herr, alle andern sind Unterthanen<sup>3</sup>. Im Jahre 1500 erhielt die Kapelle ihren Farbenschmuck durch Filippino Lippi (1457—1504), den Sohn des Lippo Lippi (1406—1469), des Doppelgängers der alten und der neuerwachten Schule, der wie ein Angelico mild, zart und weisevoll malen und mit seinem gedämpften, milden, aber klaren Farbenton bezaubern kann, aber, ohne den Gehalt innern und tiefern Lebens, dann wieder in den plumpsten Realismus fällt. Er namentlich schleppte in die Gemessenheit und in den Ernst der alten Schule die

<sup>1</sup> *Marchese* l. c. I, 138.

<sup>2</sup> *Burdhardt*, *Cicerone* II, 313.

<sup>3</sup> *Reumont*, *Geschichte von Toscana* I, 42. 89. 90.

Weltlust und den Naturalismus ein mit modischen Trachten (nach Masolino) und mit Porträtfiguren, und zwar nicht zur Erklärung innerer Vorgänge, sondern zur Ausfüllung leerer Stellen. Sein Sohn Filippino hält so ziemlich die Richtung seines Vaters (und Botticellis) ein und erhebt sich manchmal, wie in der Brancaccikapelle in Florenz und in dem Triumph des hl. Thomas in der Minervakirche zu Rom, zu schönen und großartigen Gebilden, die in aller heitern und jugendlichen Frische der Farben prangen. Hier in der Grabkapelle Strozzi's malte er an der rechten Wand Vorkommnisse aus dem Leben des Diakonen Philippus, nämlich unten dessen Kampf mit dem Heidenthum, indem derselbe einen gift-hauchenden Drachen bewältigt, und höher oben wie Philippus die Marter der Kreuzigung besteht. Auf der Wand gegenüber schildert Filippino einige Thaten aus dem Leben des Evangelisten Johannes, die Auferweckung der Druziana und die Marter der Delsiedung. Die Druziana zeigt recht schöne und rührende Empfindung, während die Gestalt des Apostels durchaus nicht der Hoheit seiner Würde und der That entspricht, die er vollführt. Das Bild steht weit zurück gegen die Schilderung desselben Vorganges von Giotto in S. Croce. Ueberhaupt verrathen sich in diesen Schilderungen hier alle Schattenseiten des Meisters: Unruhe und Ungleichmäßigkeit im Entwurf, Uebertreibung in Darstellung der Gemüths-empfindungen, Buntheit der Farben, Ueberladung und Wunderlichkeit des Ziwerks durch chinesische und türkische Schnörkel und fremdartige Architekturstücke und Betonung störender Nebendinge, wie beispielsweise der bellende Hund, der gegen einen Knaben angeht. Die Kunst schießt hier schon bedenklich nach dem Zopf!<sup>1</sup>

Neben diesen Grabdenkmälern liegt an der Stirnseite des rechten Querschiffes die Kapelle der Familie Rucellai, zu welcher, wie schon angedeutet, eine schöne Treppe hinanführt. Eine bescheidene, aber geschmackvolle und höchst anmuthende Zier dieser Kapelle ist das Grabmal der seligen Villana, der Ehefrau des Piero di Benintendi, die sterbend das Kleid des hl. Dominicus nahm. Es ist ein Werk Rossellino's (1451). Zwei jugendliche Engel heben den Vorhang des Baldachins zurück und lassen die tiefverhüllte, von seligem Schlummer umfangene Gestalt der Verewigten sehen. — Der Hauptschmuck der Kapelle aber ist Cimabues (1240?—1302) großes, berühmtes Madonnenbild.

Bekanntlich fristete die italienische Kunst noch am Eingange des 13. Jahrhunderts ein arg kümmerliches Dasein unter der beengenden Bevormundung griechischer Meister, obgleich sich allerwärts ein besseres und fröhlicheres Leben zu regen begann. Einen ganz entscheidenden Schritt nach der Besserung that Cimabue, der, wenngleich noch nicht ganz dem alten Banne entgangen, doch innerhalb des alten Geheges der überlebten Formen und verknöcherten Vorlagen so viel eigenthümlicher Kraft und Poesie des Gefühls und der Farben häuft, daß sein Schaffen mit Recht als der Vorfrühling des neuen Kunstreichthums bezeichnet werden kann. Das Ergebniß des eigenen künstlerischen Ringens und des Einflusses der rings um ihn entstehenden religiösen, politischen und literarischen Wandlung sowie der

<sup>1</sup> Vgl. *Rio*, De l'art chrétien I, 395. 397. *Crowe*, Geschichte der italienischen Malerei III, 199.

Gebilde der anbrechenden neuen Kunstfertigkeit, wie sie sich uns in den Malereien der Kirche von Assisi zeigen, sehen wir hier in der Madonna von Maria Novella verwirklicht<sup>1</sup>. Sie fällt in die mittlere Wirkungszeit des Künstlers (1267)<sup>2</sup> und ist das schönste unter den großen Muttergottes-Tafelbildern, die uns noch erhalten sind.

Die Mutter Gottes in einem rothen Gewand mit blauem Mantel hält das göttliche Kind, in eine weiße, golddurchschossene Tunica gekleidet, sitzend und die Rechte zum Segnen ausstreckend, auf dem Schoß. Ihr Fuß ruht auf dem Schemel eines kostbaren Thronessels, der weiß-blau-gold behangen ist und von sechs Engeln (auf jeder Seite drei übereinanderstehend) gehalten wird. Die Züge der alten Schule zeigen sich noch unverkennbar in der Kopfbildung, die durchweg zu groß zur schlanken Gestalt steht, in den ältlichen Gesichtszügen, in der derben Haltung von Nase und Kinn, in dem kleinen Mund, in den langen, kunstlos fließenden Fingern und in der puppenartigen Gliederwicklung. Der neu erwachte Sinn aber für Natur, Leben und Schönheit drückt sich aus in dem gemilderten Antlitz und Auge der Mutter, in der frischen, lebendigen, fast männlichen Gebung des Kindes, namentlich aber in den Engeln mit ihren von Bändern umwundenen Lockenköpfen, in der Zartheit der Umriffe, in der Natürlichkeit der Bewegung und in den warmen Lichtern auf Lippen und Wangen. Die ganze Erscheinung macht den Eindruck einer großen Klarheit und einer glücklichen Verschmelzung von Würde und Anmuth. Wenn man das Bild mit andern gleichzeitigen Werken derselben Art vergleicht, ahnt man die ungeheure Wirkung, welche dessen Erscheinen auf seine Zeit hervorbrachte. König Karl I. Anjou von Sicilien, der sich eben in Florenz befand, besuchte den Meister mit seinem Hofe in der Werkstatt, und als das Bild nach Maria Novella überbracht werden sollte, gestaltete sich die Uebertragung zu einem wahren Triumphzug mit Posaunenschall und Glockengeläute. Es bedurfte nur dieses Bildes, um die Ueberlegenheit der Florentiner Schule zu begründen und Dante in seiner Göttlichen Komödie (Purg. XI, 94) zu den ehrenden Worten zu bewegen, die Cimabues und Giotto's Unsterblichkeit sicherten<sup>3</sup>.

Wenn uns in der Rucellaitapelle das erste Ausleuchten der giottischen Schule entgegentritt, dann begegnet uns in der entgegengesetzten Kapelle der Frontseite des linken Querschiffes (in der Strozziapelle) eine der schönsten und glorreichsten Erscheinungen derselben Schule. Die Kapelle ist nämlich ausgemalt von N. Orcagna (1308—1376)<sup>4</sup>. Es ist sicher, daß bis dahin kein Maler Giotto's Geist so in sich aufgenommen, in sich verarbeitet und so glücklich wiedergegeben hat wie Orcagna. Er übertrifft Giotto sogar an Technik und an Wärme und Fülle des religiösen Gefühls, an mystischer Beschauung und an zartem Liebreiz der Gestalten. Noch mehr, er vereinigt als Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich die ganze Kunstmächtigkeit seiner Zeit und hilft der Schule wieder zu der Ehre, die sie

<sup>1</sup> Rio l. c. I, 180.

<sup>2</sup> Thode, Franz v. Assisi und die Anfänge der Kunst in Italien S. 234.

<sup>3</sup> Ervve a. a. O. I, 166.

<sup>4</sup> Rio l. c. I, 249.

durch die Gaddis und andere größtentheils eingebüßt hatte. Er ist seiner Art nach ganz Florentiner in der Klarheit und in dem strengen Aufbau des Ganzen, in der Würde und Größe der dramatischen Kraft; aber er mildert, ohne in Schwäche zu fallen, deren Herbigkeit durch Zartheit, Gemüthsfülle und wahre Holdseligkeit. Er vereinigt so gleichsam die Vorzüge der florentinischen und der sienesischen Kunstweise, bildet das Mittelglied zwischen Giotto und Masaccio und ist Angelico's glorreicher Vorläufer. Die erste Ausbildung als Bildhauer erhielt er von Andrea Pisano; von diesem leihet er die äußere Gestaltung, von Dante aber die Weihe der Gedanken. Beide gibt er in seinem Schaffen, aber ohne sich selbst aufzugeben. Einst war Florenz voll von seinen Bildern, jetzt ist fast alles verschwunden außer den Malereien im Campo Santo zu Pisa und hier in der Kapelle Strozzi. Die wenigen Ueberreste aber genügen, um ihm einen Ehrenplatz unter den besten und größten Malern zu sichern.

Die Kapelle schildert auf den drei Wänden die letzten Dinge, Gericht, Hölle und Paradies (1357).

Die Fensterwand dem Eintritt gegenüber stellt wahrscheinlich bloß die Vorbereitung zum Gericht, die Erscheinung des Richters dar<sup>1</sup>. Der Heiland in jugendlicher Majestät, mit dem Diadem der Weltherrschaft gekrönt, in rother Tunica mit blauem Mantel, schwebt, halb in Wolken verhüllt, empor zum Gericht. Sein Antlitz ist noch ruhig; es wird erst Segen und Fluch spenden nach der Eröffnung der Gewissen. Zwei mit mächtigen Flügelpaaren heranschwebende Engelherolde verkünden mit Posaunen die große Stunde der Auferstehung und des Gerichtes, und vier Engel mit den Leidenswerkzeugen begleiten sie. Die oberste erste Reihe um den Weltrichter bilden zu jeder Seite je sechs Apostel in großer Würde und in weiten Gewänden; an der Spitze der sechs zur Linken kniet Maria in weißem Gewand, die Arme über der Brust gefaltet in ruhiger Innigkeit, während die Apostel zur Rechten Johannes der Täufer anführt, Antlitz und Arme bewegt zum Himmel hebend. Unter einer trennenden Wolkenschicht erscheinen die Patriarchen, Propheten und Heilige mit ihren Abzeichen und einige gekrönte Häupter. Den Abschluß nach unten macht ein Reigen von Frauen, die befehligen dem Richter entgegenschweben und zu jubeln scheinen: *Levate capita vestra, quia appropinquat redemptio vestra*. Ein Engel hilft hier liebevoll einem Auferstehenden aus dem Graus des Grabes. Den Gegensatz zu den Verdammten bildet das rechts unter den Aposteln sichtbare Volk der erstandenen Verdammten mit lebhaften Ausdrücken bitterer Enttäuschung und angstvoller Erwartung, den Menschensohn nun als Richter über sich kommen zu sehen. Auch hier schließt die Scene mit einer ergreifenden Gruppe von Frauen und Weltkindern ab, die in beredter Wehmnuth, in Schmerz und Trauer das Paradies verloren sehen. Ein

<sup>1</sup> Im Campo Santo zu Pisa entwirft Orcagna den ganzen Vollzug des Gerichtes. Der Heiland hat soeben die Seligen zur Rechten gesegnet und spricht nun den Fluch über die Verdammten zur Linken mit der berühmten Handbewegung, die so oft selbst von Angelico und Michel Angelo nachgeahmt wurde. Hier hinderte das große Fenster mitten in der Wand und der Altar, die große Scene ganz aufzurollen.

Dämon zerrt hier bereits einen Verdammten zum Ort der ewigen Qualen, der sich auf der rechten Wand dem Auge des Beschauers entrollt.

Die Schilderung der Hölle ist ganz nach Dante entworfen und ausgeführt. Oben links aus der Ferne bringt Charon in seinem Seelenschiff über trübe Wasser her die unglücklichen Abgeschiedenen an das Ufer, wo sich erst in mächtigen, düstern, von unheimlichen Flammen beleuchteten Mauern, Thoren und Thürmen die „città dolente“ aufbaut und sich dann uneuwärts gegen den Beschauer in den verschiedenen, immer mehr sich vertiefenden Kreisen, Höhlen und Schründen aufthut, in denen die Sünder nach der Eigenart ihrer Verbrechen gepeinigt werden. Da die ganze Höllestadt in Schilderung genommen ist, konnten die einzelnen Gestalten und Gruppen nur in kleinen Umrissen geboten werden; dabei ist die Malerei sehr beschädigt und wiederholt überarbeitet, so daß man das Einzelne nicht mehr genau verfolgen und noch weniger die ursprüngliche Darstellung beurtheilen kann. Das ist gewiß, die Einzelqualen sind nicht so widerwärtig und abstoßend wie in manchen andern Schilderungen, sondern mehr vergeistigt durch die Sinnbildlichkeit der Strafen und deren Beziehung zur Sündengattung. Als Ganzes gefaßt ist das Bild groß und erschütternd wie Dantes Stilweise und Höllenschilderung. Er muß denn auch wie für sein eigenes Gedicht, so für diese malerische Wiedergabe hier die Verantwortung übernehmen. Das Unternehmen hat culturgeschichtlichen und insofern auch dichterischen Werth, als die Ideen einen so sinnlich greifbaren Ausdruck finden<sup>1</sup>. Nach der Ansicht mancher ist die Darstellung der Hölle ein Werk von Andreas Bruder Bernardo<sup>2</sup>.

Gegenüber dem düstern, grauenvollen Höllenbild offenbart sich links dem Beschauer der Himmel in der ganzen Fülle des seligen Daseins und um so einladender und ansprechender, als die Antlitz der Verklärten nicht Christus, der Quelle und dem Mittelpunkt ihrer Seligkeit, sondern in ganzer Ansicht dem Beschauer zugekehrt sind<sup>3</sup>. Der Beschauer schöpft so unmittelbar aus dem Strom der Beseeligung, die von Christus auf diese wonnetrunkenen Gestalten ausfluthet, und wird gleichsam eins mit dieser himmlischen Gesellschaft, deren Kreise sich vor seinem Auge in ihrer ganzen Pracht und Mannigfaltigkeit aufbauen. Auf einem und demselben Hochsitz thronen der Heiland und seine Mutter nebeneinander in seliger Gemeinschaft, zwei Herrschergestalten von königlicher Würde, Christus mit dem Scepter in der Linken, Maria die Hände über der Brust gekreuzt und in selige Beschauung versunken<sup>4</sup>. Zu beiden Seiten gehen gleich Glorienbahnen in farbige, blaue und rothe Lichter getaucht und kriegerisch angethan zwei Reihen Cherubim und Seraphim aus. Unter ihnen entfalten sich die Ordnungen der Heiligen, der Apostel, der Patriarchen, der Martyrer, abwechselnd mit ihren betenden, singenden, spielenden Schutzengeln. Auf einem festen Weltgrund endlich erscheint in voller Gestalt und Größe ein Tanzreigen

<sup>1</sup> Burckhardt a. a. O. II, 509.

<sup>2</sup> Unter andern Ghiberti, Crowe (I, 9), Burckhardt, Richa.

<sup>3</sup> Burckhardt a. a. O. II, 510.

<sup>4</sup> Franz, Geschichte der Malerei II, 89.

von Männern und Frauen, rechts und links abgeschlossen durch einen Chor von weiblichen Heiligen. Den Mittelraum unter dem Thron füllen zwei großartig schöne, monumentale Engel aus, einer in Entzückung und Lobpreis dem Herrscherpaar, der andere, auf himmlischer Laute spielend, dem Beschauer zugewendet.

Die gleichmäßige Aufreihung von Gestalten, die sich, die untersten angenommen, halb zudecken, könnte wohl anscheinbar ermüden; aber sieht man die einzelnen Erscheinungen an, so vergißt man die Eintönigkeit, und stets neue Quellen der Befriedigung und Bewunderung öffnen sich in diesem Wechsel von anziehenden, anmuthigen Gestalten voll schönen Lebens und gefälliger Bewegung. Man möchte meinen, der Künstler habe die schlanken, friedvollen, in Andacht und Entzücken getauchten Gestalten eines Angelico und die kräftigen Männergebilde eines Masaccio zum voraus geschaut. Alles ist in Friede und Freude verklärt und lauscht aufschauend den ergreifenden Tönen, die durch die seligen Himmelsräume ziehen<sup>1</sup>. Der ganze Vortrag ist die gelungenste Verbindung florentinischer Größe und sienesischer Milde<sup>2</sup>, ein Ausklang der höchsten Grazie und holdseliger Schönheit<sup>3</sup>, mit einem Worte, was symmetrische Anordnung, Individualität, Natürlichkeit, Richtigkeit in den Gesetzen des Lebens und der Bewegung, was Perspective, Gewandung, Leichtigkeit, Kraft und Milde der Farben angeht, ist die Schilderung die Summe des künstlerischen Fortschrittes der damaligen Zeit<sup>4</sup>. So sieht uns das Kunstwerk jetzt noch an, wie muß es erst geleuchtet und gewirkt haben, als noch keine barbarische Hand darübergefahren war und es im Glanze der ersten und ursprünglichen Schönheit strahlte!

Ganz würdig unter diesen Kunstgebilden baut sich der Altar in der Mitte der Kapelle mit einem Aufsatze von fünf Nischen auf (1357). Christus in jugendlicher Majestät reicht rechts dem hl. Thomas von Aquin das Evangelienbuch, links dem hl. Petrus als Abzeichen der Regierungsgewalt die Schlüssel; je drei Heilige schließen nach beiden Seiten ab. Die Gestalten in ihren großartigen Gewändern sind sehr ausdrucksvoll. Alles ist ein gelungenes Werk Orcagna's.

Die viereckige, große Chorkapelle in der Mitte des Querschiffes nun führt uns mit ihren Kunstwerken in die Zeit der Renaissance. Der Rücken des Chorgestühls, das sich an drei Seiten der Kapelle hinzieht, ein Werk von Baccio d'Agnolo, bildet die Unterlage der bemalten Wände und schließt mit einer Reihe von Arabesken des reinsten Geschmacks glanzvoll die Holzschnitzerkunst des 15. Jahrhunderts ab. Ueber dem Chorgestühl bauen sich die berühmten Fresken des Domenico Ghirlandajo auf, die ihrerseits als der Anschluß der Frührenaissance-Malerei gelten.

Die Renaissance-Malerei im allgemeinen unterscheidet sich von der giottischen Kunstweise sowohl durch ein Mehr als durch ein Weniger. Das Mehr besteht in dem Naturalismus, in dem Betonen des rein Natürlichen und Weltlichen, der Gestalt, der Gewänder und Bewegung, der räumlichen Umgebung, der Individualitäten von Zeit und Land auf Kosten der großen feierlichen Vorlagen

<sup>1</sup> Franz a. a. O. II, 89.

<sup>2</sup> Crowe a. a. O. II, 9.

<sup>3</sup> Burckhardt a. a. O. II, 494.

<sup>4</sup> Crowe a. a. O. II, 7. 8.

der geschichtlichen Vergangenheit, in Versuchen von Sinnenttäuschung und Hervorheben namentlich des Nackten. Das Weniger liegt in dem Gebiet des religiösen Gehaltes und der übernatürlichen Weihe bei Gegenständen der Religion, der Andacht und Erbauung. Die Renaissance-Malerei behandelt auch Religiöses, aber, später namentlich, sinnlich, weltlich und zerstreut. Dieser Naturalismus, der sich am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts noch innerhalb der Grenzen der Berechtigung und der Schönheit hielt, artete immer mehr aus theils in historischen, theils in ganz gemeinen, unsittlichen Naturalismus. Der historische Naturalismus ist besonders vertreten durch Ghirlandajo (1449—1494) <sup>1</sup>.

Ghirlandajo, ein Schüler des Realisten Baldovinetti, war zuerst Goldschmied, und als solcher verräth er sich auch in seinen Malereien durch eine gewisse Nettigkeit und Präcision der Arbeit, man möchte sagen durch eine statuarische und gußförmige Modellation selbst der Gewänder, und durch einen gewissen Mangel an Leichtigkeit und Anmuth. Später der Malerei zugewandt, entwickelt er sich als der große Meister, wie wir ihn sehen in der Sixtina zu Rom, in dem Palast der Signoria, in der Saffetti-Kapelle und hier in Maria Novella in Florenz; die Malereien der letztern sind die höchste Leistung seines Geistes (1490). Ueberall zeigt er sich als der Meister hoher Begabung und schöpferischer Kraft, als ein tüchtig geschulter Geist, der sich dem Höchsten zuwendet, alle Kunstbereiche beherrscht und ziemlich alle Errungenschaften von Giotto bis auf Masaccio in sich vereinigt und weiter fördert. Besonders kennzeichnet ihn Klarheit, Größe, Würde und harmonische Geschlossenheit der Auffassung, dramatische Kraft, starke Individualität, reiner Geschmack, hoher Schönheitsjinn und Meisterschaft in der Frescomalerei und in dem Monumentalstil, in welchem Masaccio allein es ihm gleichthut. Vor keiner Größe des Gegenstandes und des Raumverhältnisses schreckt sein Geist zurück; im Gegentheil, seines Talentes und seiner Kraft in der geschichtlichen Malerei sich bewußt, bedauerte er nur, daß es ihm nicht gegönnt war, alle Innenräume der Stadtmauern mit vaterländischen Scenen auszugizieren. Sein Ehrgeiz war, ausgedehnte Flächen künstlich zu bezwingen <sup>2</sup>.

Die Chorkapelle von Maria Novella war ehemals schon von Orcagna ausgemalt worden. Die Schildereien aber waren durch die Zeit ganz verwüftet, und so erhielt Ghirlandajo den Auftrag, das Verblichene durch Neues zu ersetzen. Meisterhaft gelang es ihm, die großen Flächen durch gemalte Pfeiler und Gesimse in architektonische, perspectivische Gliederung zu bringen. Den Giebel der Fensterwand füllt eine Krönung Marias; links auf dem Streifen neben dem dreitheiligen Fenster sind Johannes in der Wüste, Franz von Assisi vor dem Sultan von Kairo und der Tod des Petrus Martyr, auf dem Streifen rechts die Verkündigung Marias und darunter die Bildnisse der Sifter der neuen Malereien, Tornabuoni und seiner Gemahlin. Die große rechte Seitenwandfläche erzählt das Leben Johannes' des Täufers, die Erscheinung des Engels im Tempel, die Heimführung Marias, Geburt und Namensgebung des Johannes, dessen Bußpredigt, Christi

<sup>1</sup> *Rio* 1. c. I, 356.

<sup>2</sup> *Crowe* a. a. O. III, 218. 238. *Burdhardt* a. a. O. II, 547. 548.

Taufe und das Gastmahl des Herodes. Die Wand gegenüber stellt das Leben Marias dar, die Ausweisung Joachims aus dem Tempel, Geburt und Opferung der Jungfrau, deren Vermählung, den Kindermord, den Tod und die Himmelfahrt Marias.

Unstreitig offenbart sich hier Ghirlandajo in der ganzen Größe seines Compositionstalentes und seiner Formfertigkeit, in der Erhabenheit der Darstellung, in der Meisterschaft architektonischer und landschaftlicher Auszierung und deren Unterordnung unter den Hauptgedanken. Aber ebenso unläugbar treten auch die Schattenseiten und die Nachtheile hervor, welche die Renaissance mit ihrem Naturalismus der Darstellung religiöser und heiliger Gegenstände gebracht hat. Es sollen diese Bilder Schilderungen erhabener und heiliger Geheimnisse der Religion sein und als solche in der Kirche und bei dem Gottesdienste zur Betrachtung und Erbauung anregen. Nun ist aber die Gesamterscheinung dieser Bilderreihe rein weltlich-geschichtliche Malerei und Kulturschilderung, welcher das Religiöse bloß als Anknüpfungspunkt dient. Diese schönen, anmuthenden, edelkräftigen Gestalten, dieser Stolz fürstlicher Behausungen, der Pomp dieser feierlichen Repräsentationscenen sind im tiefem Grunde nichts als die Verewigung der damaligen Florentiner Welt, und zwar ausgeführt durch Darstellung heimischer Orte und bekannter, hochstehender, noch lebender Männer und Frauen<sup>1</sup>, eine glanzvolle Verherrlichung des Humanismus, der dieses Bürger- und Menschenthum unter Führung der Renaissance groß gezogen. Diese Bedeutung stimmt ganz zur Inschrift, die Ghirlandajo selbst unter seinen Schildereien angebracht: „Anno 1490, quo pulcherrima civitas opibus, victoriis, artibus aedificiisque nobilibus, copia, salubritate pacis fruebatur.“ Daß heilige Scenen durch solch eine Darstellungsweise an Würde und Erbauungskraft gewinnen konnten, sieht man doch schwer ein<sup>2</sup>. In dieser Beziehung ist Ghirlandajo der echte Sohn der Renaissance, deren Gottheit er reichlich geopfert, wenn auch nicht in dem Maße, daß er darüber die Würde der hohen Kunst vergessen hat. Er hätte seine Gestalten nur nicht auf den Altar stellen sollen<sup>3</sup>. Giotto, Angelico, Don Lorenzo und Bartolommeo stehen da unvergleichlich höher. Bezeichnend für solche weltliche Repräsentationscenen und für architektonisches Zierwerk ist die Geburt des Täufers, wo eine ganze vornehme Damengesellschaft zum Glückwunschsbesuch feierlich eintritt und wo der ganze Prunk eines Florentiner Palastes mit Bogenanlagen und malerischen Vertiefungen und Fernsichten aufgerollt ist. Großen landschaftlichen Reiz bietet die Taufe Christi und die Heimsuchung, wo Maria und Elisabeth wieder in großem Gefolge sich treffen auf einer Terrasse, von welcher sich der lieblichste Ausblick öffnet. Hier ist die Gestalt der Mutter Gottes eigentlich anmuthig, sonst ist sie bei Ghirlandajo so ziemlich nur die gewöhnliche, wenn auch immer würdevolle Haus- und Familienmutter. Eine wunderbar schöne

<sup>1</sup> Begegnen uns doch in diesen Bildern nicht weniger als 20 Bildnisse bekannter Gelehrter, Dichter und Kaufherren aus den Familien Medici, Tornabuoni, Tornaquinti &c.

<sup>2</sup> Crowe a. a. O. III, 230. Rio l. c. I, 390.

<sup>3</sup> Rio l. c. I, 380.

Anordnung der Gruppen findet sich in der Predigt des Johannes und in der Erscheinung des Engels im Tempel, wo aber die vielen Gelehrten und Kaufherren nicht beten, sondern im Tempel lustwandelnd sich unterhalten und die Hauptpersonen, den Engel und Zacharias, so gut wie vergessen machen.

Mit den Malereien der Chorkapelle schließt sich die Reihe der Kunstwerke in Maria Novella ab. Nach gut beglaubigten Zeugnissen waren auch die andern Wände der Kirche mit Malereien bedeckt. Alles wurde im 16. Jahrhundert von Vasari übertüncht<sup>1</sup>. Zu erwähnen ist nur noch in der hohen, schlank gebauten Sakristei ein Brunnen von Giovanni della Robbia (1497), dem man aber den Verfall dieses Kunstzweiges schon ansieht an der Bemalung der Thonstücke, ferner in der Kapelle Gondi das schön gebildete, edle Crucifixbild, mit dem Bruellesco Donatello aus dem Felde schlug<sup>2</sup>, und endlich eine heilige Dreifaltigkeit von Masaccio rechts an der Eingangsthüre.

Dagegen eröffnen uns die innern Klosterhöfe wieder eine ganze Ausstellung von Kunst und Schönheit. Beide Langseiten der Kirche sind von Höfen umgeben. An der rechten Langseite liegen die bereits genannten Grabnischen, an die linke reihen sich nicht weniger als drei Höfe an, die durch Lang- und Querflügel der Klosterbauten getrennt sind. Der äußerste und größte, ein ungeheures Viereck, ist von einem Gang aus 56 Säulen umgeben und mit Malereien von Tito di Santi, Poccetti und Alori geschmückt. Der berühmteste und schönste Hof jedoch ist der, welcher unmittelbar an die Langseite der Kirche stößt und auch Chostro vecchio oder verde heißt, weil die Malereien seiner Säulenhalle grün in grün geführt sind. Er bietet mit seinen kräftigen achteckigen Säulen und Stüchbogen, mit seinen Grabmalern und heiligen Bildern meist aus der giottischen Schule einen ernstern, aber malerisch schönen Anblick. Die Malereien schildern Vorgänge aus der Schöpfungsgeschichte. Nur einige von Nicelli (1446) sind noch erkenntlich und zeigen den starren Plastiker und Perspektivliebhaber. Hier nur einige Züge seines Realismus aus der Schilderung der Sündfluth. Oben schweben Engel und Ungethüme, rechts schwimmt die Arche, links ein anderes Fahrzeug, dazwischen lauter Greuel: eine Eiche vom Blitz gespalten, ein Verzweifelter, der im Bunde mit einem Bären einen Löwen von seinem Floß abwehrt, ein Sünder, der in einem Faß rudert, ein Rabe, der einer Leiche die Augen aushackt, überall Leichen Ertrunkener in verkürzter Ansicht, nasse Gewänder vom Sturm gepeitscht und um die Leiber gebauscht, mittendurch dann ein Sonnenblick aus Sturmwolken, die der Wind zerreißt.

Das Bemerkenswerthe in dem besagten „Grünen“ Klosterhof ist die sogen. „spanische“<sup>3</sup> Kapelle, ein großer viereckiger Raum mit spitzbogigem Kreuzgewölbe. Er sollte Kapitelsaal des Klosters sein und namentlich zur Feier des Frohnleichnamsfestes dienen. Berühmtheit gab der Kapelle besonders der malerische

<sup>1</sup> *Marchese* l. c. I, 147.

<sup>2</sup> Vgl. diese Zeitschrift Bd. L, S. 393.

<sup>3</sup> Sie wurde gebaut auf Kosten des Kaufmanns Guidalotti und wurde den eingeeffenen Spaniern zum Gebrauch eingeräumt.

Wandschmuck. Wer eigentlich Urheber dieser Schildereien ist, steht nicht ganz fest. Gewöhnlich werden die Bilder der linken Wand und die der Decke dem Meister Taddeo Gaddi, dagegen die der übrigen Wände dem Simone Martini, nach dessen Schwiegervater auch Memmi genannt, zugeschrieben. Andere wollen in den Schilderungen die Hand des Andrea di Firenze und des Antonio Veneziano, jedenfalls sienesisch-florentinische Kunstweise sehen<sup>1</sup>. Das Ganze ist im Stil Giotto's gehalten. Die Eingangswand führt einige Wunder des hl. Dominicus und des Petrus Martyr auf, die rechte Wand versinnlicht das apostolische Wirken des Dominikanerordens in der Kirche durch Kampf gegen die Ketzerei und Ausübung der priesterlichen Amtsgewalt; die linke Seite ist dem hl. Thomas eingeräumt, dem Träger und Vertreter der kirchlichen Wissenschaft; die Altarwand stellt die letzten Geheimnisse des Leidens, den Kreuzweg und die Kreuzigung und die Höllenfahrt des Heilandes dar. Die Deckenbilder schildern Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Ausgießung des Heiligen Geistes und das siegreiche Wandeln von Petri Schifflein im Sturm. Die Gesamtidee mag wohl sein, wie das christliche Leben und im besondern der Orden des hl. Dominicus in Kampf und Sieg, in Arbeit und Leid, in Streit und Freud sein Vorbild im Leben des göttlichen Heilandes findet<sup>2</sup>.

In der Darstellung des Leidens ist besonders die Anordnung neu und trefflich. Links erscheint der Zug nach Golgatha, verschwindet dann vorbeiziehend, um auf der Höhe als Kreuzgruppe sich darzustellen — ein ganz mächtiges Bild. Unter dem Felsenplan von Golgatha rechts thut sich die Vorhölle auf, in welcher der Heiland triumphirend über die ausgehobenen Thore schreitet und in Adam der ganzen Welt der Altväter die Hand zum erlösenden Gruß bietet. Alles ist hier sienesisch und erinnert an Duccio. Unter den Bildern der viergetheilten Decke sind die besten an Anordnung und Lebendigkeit die Ausgießung des Heiligen Geistes und Petri Schiff im Sturm.

Auf der rechten Wand entfaltet sich das große Bild der streitenden und der triumphirenden Kirche. Auf dem ersten Plane erscheint die Kirche in allen Vertretern ihrer Gewalten, in dem Papst (angeblich Benedikt XI.) mit Cardinälen und Schäflein, in dem Kaiser mit Schwert und Reichsapfel, der die Gestalt eines Todtenschädels hat, in dem König mit einem glänzenden Hof von Rittern, Edelfrauen, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, entweder sinnend oder im Gespräch, manche mit den Gesichtszügen berühmter Männer und Frauen; mitten unter ihnen disputirt St. Dominicus mit Ungläubigen und Irrgläubigen und sendet seine Jünger in Gestalt von weiß- und schwarzgefleckten Doggen zur Verfolgung der Wölfe, der Ketzer, aus. Auf dem Plane drüber rechts bietet sich das gewöhnliche Weltleben mit seinen Zeitvertreiben in einem Biergarten dar, in dessen Schatten Ritter und Frauen lustwandeln, jagen, tändeln und musirciren, während die muntere Jugend sich goldene Früchte von den beladenen Zweigen der Bäume holt. Auch da erscheint Dominicus, hört die Schuldbeladenen Beicht und weist

<sup>1</sup> Frank a. a. O. II, 59 f. Crowe a. a. O. I, 304. 308; II, 256. 260.

<sup>2</sup> *Marchese* l. c. I, 146.

die leichtlebige Welt zum Paradies, das sich links in der Höhe darstellt als herrliche Stadt, in welcher Christus mit Maria und den Heiligen herrscht und die Engel die verklärten Seelen empfangen. Es ist unstreitig ein großartiges Bild, und es gehörte eine ungewöhnliche Geistesmacht und Schaffungskraft dazu, diese Gestalten, die zu hundert zählen, in geistreiche, symmetrische und lebendige Verbindung zu setzen. Bei manch derben Umrissen, grellen Tönen und mangelhaften Fernsichten bietet die Schilderung Gestalten von großer Mannigfaltigkeit, kräftiger Eigenart und wahrhaft sienesischer Anmuth.

Einen ganz andern Charakter zeigt die Wand gegenüber. Da ist nach Florentiner Art durchsichtige Klarheit, Uebersicht und Strenge im Aufbau, große Ruhe und vornehme Würde. Der hl. Thomas sitzt, das aufgeschlagene Buch in der Hand, auf einem gotischen Throne. In dem umgebenden Luftkreis umschweben ihn die drei göttlichen und die vier Cardinaltugenden in Gestalt von Engeln; neben ihm auf hinlaufendem Gestühl hat ein ganzer Senat von Propheten, Aposteln und Evangelisten Platz genommen; zu Füßen des siegreichen Lehrers kauern die überwundenen Gegner in Arius, Sabellius und Averroes. Tiefer auf laugegezogenem Sitzgestühl mit gotischen Giebeln thronen zuerst vierzehn weibliche Gestalten, welche Tugenden, Künste und Wissenschaften sinnbilden, und unmittelbar unter ihnen deren lebendige Vertreter in der Menschheit; so stellt den Glauben St. Dionysius dar, die Hoffnung Johannes von Damaskus, die Liebe St. Agnes, die speculative Theologie Petrus Lombardus, die praktische Theologie Boethius, das canonische Recht Clemens V., die Grammatik Donatus, die Arithmetik Abraham, die Astronomie Atlas, die Rhetorik Cicero, die Logik Geno, die Musik Tubalfain.

Die Spanische Kapelle ist, wie sie gegenwärtig noch vor uns steht, ohne Zweifel ein großes, sehenswerthes Werk und in Bezug auf Zusammenstellung des Ganzen, auf Reichthum der Erfindung und Behandlung des Raumes ein Hauptdenkmal der giottischen Schule in lebensvoller und ganz eigenthümlicher Gestaltung. So ist das Kreuzigungsbild das schönste, das aus der Werkstatt dieser Richtung hervorgegangen<sup>1</sup>. Indessen bleibt es doch immer ein Werk zweiten Ranges. Der Plan des Ganzen ist zu philosophirend, buchmäßig und systematisch. Soll ja doch der Prior Passavanti ihn erfunden und dem Maler anbefohlen haben<sup>2</sup>. Die Technik, die Perspective, die Gewandung und der Gesichtsausdruck lassen manches zu wünschen übrig, und die ewige Allegorie und Symbolik ermüdet. Es ist dem Menschen gewiß natürlich, in Allegorie zu sprechen, d. h. allgemeine, geistige Begriffe in sinnlichem Bild zu geben. Die ganze sichtbare Schöpfung ist ja im großen und ganzen ein Sinnbild des Ueber-sinnlichen und Uebernatürlichen. Die Kirche hat auch stets allegorisiert, aber in bescheidenem Maße. Mit dem Mittelalter wuchs die Lust zur Symbolsprache. Dante namentlich, groß vielleicht mehr trotz seiner Allegorien als durch dieselben, begeisterte Giotto und dessen Gefolgschaft für diese Kunstweise, und die Renaissance hat ihrerseits das Erbstück gepflegt, aber nicht immer mit Glück. Jedenfalls muß ihr Gebrauch

<sup>1</sup> Burckhardt a. a. O. II, 503.

<sup>2</sup> Marchese I. c. I, 145. 147.

ein mäßiger und ihre Gestalten müssen durch sich selbst redend oder durch den Gebrauch bekannt sein, und nie dürfen sie in geschichtliche Vorgänge eingeflochten werden. Nicht alles, was kunsthistorisch anzieht, ist auch mustergiltig als Kunstwerk. Große Geister sind auch Kinder ihrer Zeit und deren Geschmacksrichtung<sup>1</sup>.

Nach dem Rundgang durch Kirche und Kloster stehen wir wieder vor der Hauptfassade, die, vom Platze aus betrachtet, gleich einem riesigen Eingangsthor die Höfe und Anbauten der Kirche von beiden Seiten verbindet. Die Fassade ist farbenprächtig in weißem und schwarzem Marmor ausgeführt, aber leider mit wenig Glück. Bis zum Hauptgesims ist die Fläche zwischen zwei Wandpfeilern durch reine Flachsäulen in Blendbogen getheilt, neben dem größern, mittlern über dem Haupteingang vier auf jeder Seite, die tiefer wieder gotische Nischen einschließen, ähnlich den Grabnischen des Außenhofes, und so eine harmonische Verbindung mit denselben herstellen. Auf das Sims setzt dann ein breites Mittelglied ein, gleich einem Architrav oder einer Attika, durch viereckige Mauervertiefungen unterbrochen. Darüber endlich erhebt sich der romanische Giebel des Oberhauses, getragen von vier Wandsäulen und geschmückt durch das 16theilige Radfenster mit Kreuzbogen. Die Verbindung des Oberhauses mit den Nebenschiffen wird auf beiden Seiten vollzogen durch eine riesige Schnecke oder Volute, welche die Pultdächer der Nebenschiffe verhüllt. Es soll dieses die erste Anwendung der später so beliebten Fassadenvolute sein. So spielen alle Stilarten durcheinander und zerstören jede Einheit und allen Schwung. Niemand vermag aus dieser Fassade eine gotische oder überhaupt eine dreischiffige Kirche herauszulesen. Mit der Fassade von S. Miniato auf dem Berge kann sich diese Fassade nicht messen.

Der Platz vor der Kirche, einst bei der Ankunft der Dominikaner ganz klein und unbedeutend, ist jetzt einer der schönsten von Florenz. Gegenüber der prächtigen Stirnseite der Kirche zieht sich die zierliche Halle des Spitals S. Paolo hin, die 1451 Brunellesco schuf und die Robbias mit den bekannten Thonreliefs schmückten. Auf jeder Schmalseite des Platzes steht ein monumentaler Obelisk, dessen Fuß auf ehernen Schildkröten ruht. Sie dienten als Ziele bei dem Wagenrennen, das Cosimo I. im Jahre 1563 zur Vorfeier des Johannesfestes einführte. Auf diesem Platze war es, wo eine zeitweilige Beilegung der Zwietracht zwischen Guelfen und Ghibellinen im Jahre 1279 den 31. August zu stande kam. Die Holzgerüste, die den Platz von allen Seiten umgaben, waren mit kostbaren Stoffen beschlagen und von einer unzähligen Volksmenge, von Bischöfen, Prälaten, Ordensleuten, Edelleuten, von dem Podesta, dem Stadthauptmann und den Zunftmeistern gefüllt. Latino Malabranca, ein Dominikaner, Nefte und Legat Nikolaus' III., sprach mit solcher Kraft und Würde von dem Frieden, daß die Führer der Parteien, 150 an der Zahl, gerührt sich in die Arme warfen und im Namen des Volkes Beilegung des Haders und ewigen Frieden gelobten<sup>2</sup>. — Am 26. Februar 1418 traf Papst Martin V., vom Concil von Konstanz kommend, in Florenz ein, weilte hier bei Maria Novella fast zwei

<sup>1</sup> Burdhardt a. a. O. II, 506 f.

<sup>2</sup> Marchese 1. c. I, 51.

Jahre und vollzog die Weihe des Neubaus der Kirche. — Noch glänzendere und folgenwichtigere Begebenheiten brachte der Aufenthalt Eugens IV. bei Maria Novella, der mit Unterbrechungen neun Jahre dauerte (1434—1443). Bei dieser Anwesenheit weihte er nach Vollendung der Kuppel den Dom (1436). Ein bedeckter Gang, hergestellt aus kostbaren Geweben und Stoffen, brachte den Papst mit seinem glänzenden Geleite von 7 Cardinälen und 37 Erzbischöfen und Bischöfen von Maria Novella aus die ganze Straße entlang bis zum Dom. Die Vorberathungen und Disputationen für das allgemeine Concil (1439) fanden in der Kirche von Maria Novella statt. Alte Schriftsteller und Augenzeugen erzählen, wie der Papst auf dem Platze vor der Kirche, wenn er von einem hohen Gerüste den päpstlichen Segen ertheilte, die andächtige Volksmenge oft durch den Ausdruck seiner Würde, Majestät und Frömmigkeit zu Thränen rührte<sup>1</sup>. Andere berühmte Gäste bei Maria Novella waren Kaiser Friedrich III. mit König Ladislaus von Ungarn (1452), Pius II. (1459), König Christian von Dänemark (1474) und Leo X. (1515). Behufs Bewirtung solch hoher Gäste hatte die Republik an dem Dominikanerkloster eine wahrhaft fürstliche Herberge gebaut, die man heute noch sieht.

### III.

Aus der Baugeschichte der Kirche und des Klosters mögen folgende Züge nicht ohne Anziehung und Erbauung sein.

Zum erstenmal erschienen die Söhne des hl. Dominicus in Florenz im Jahre 1219, in welchem auch der heilige Stifter selbst die Stadt besuchte. Es waren zwölf Brüder, an ihrer Spitze der jel. Giovanni di Salerno. Ihr Auftreten war höchst bescheiden und apostolisch. Ueber Tag predigten sie in den Kirchen und auf den Plätzen, widerlegten die Ketzer und stifteten Frieden zwischen den entzweiten Bürgern und lebten von Almosen. Nachts schliefen sie in Spitälern, die nach der frommen Sitte jener Zeit zur Aufnahme von Pilgern sich gewöhnlich an den Stadthoren befanden. Wiederholt wechselten sie den Ort ihrer Unterkunft. Diesem Wanderleben machte der Legat Cardinal Ugolino ein Ende, der, von dem Begräbniß des hl. Dominicus von Bologna kommend, sich seiner Söhne erbarmte und für sie von dem Bischofe und Kapitel von Florenz ein kleines Kirchlein, S. Maria tra lo vigno, erhielt. Am 20. November 1221 nahmen sie Besitz von demselben und machten sich gleich an den Bau eines Klösterchens. Das Kirchlein hatte kaum den Umfang des jetzigen linken Querschiffes von der Strozzi-Kapelle an, und Theile des alten Klosters stehen noch in dem kleinen Hof mit den gemauerten Bogen, der zur Begräbnißstätte diente. Außerordentliche Begeisterung für den Orden erweckten bei den Florentinern der hl. Petrus Martyr, der von der Republik die Erweiterung des Platzes vor der Kirche erhielt (1224), und noch in höhrem Grad P. Aldobrandino Cavalcanti, der, selbst Florentiner, unzähligen Florentinern das Kleid des hl. Dominicus

<sup>1</sup> Pastor, Geschichte der Päpste I, 217.

reichte, unter andern auch den Laienbrüdern Sisto und Ristoro, zwei tüchtigen Baumeistern, die in der Geschichte der Stadt durch den Neubau der Brücke della Caraja und den Ausbau des Palastes des Podesta rühmlische Erwähnung finden<sup>1</sup>.

Der Andrang der Gläubigen zu dem neuen Orden war so groß, daß Cavalcanti zu einer Erweiterung der alten Kirche schreiten mußte, und bei dieser Gelegenheit bestellte er zur Ausschmückung seines Gotteshauses griechische Maler. Um diese Zeit soll es gewesen sein, daß ein junges Studentlein an der Klosterschule, statt auf der Schulbank zu sitzen und Grammatik zu studiren, seine Zeit lieber bei den Malern vertrieb und bald im Zeichnen ein solches Geschick zeigte, daß er bei denselben in die Lehre gegeben wurde. Dieses Studentlein war niemand anders als Cimabue<sup>2</sup>. Aber auch die Erweiterung der alten Kirche erwies sich bald als unzureichend, und nun plante Cavalcanti einen ganz neuen Kirchenbau. Diesen Plan förderte mächtig der Umstand, daß Cavalcanti bald Bischof von Orvieto und später Vicar des Papstes (Gregor X.) von Rom wurde und nach wenigen Jahren mit reichen Mitteln zum Neubau nach Florenz zurückkehrte. Unterdessen hatten auch Sisto und Ristoro den Plan der Kirche von Maria Novella entworfen, und sogleich wurde Hand ans Werk gelegt. Den ersten Stein legte nicht Cavalcanti, der am 31. August 1279 gestorben war, sondern der Cardinal-Legat Latino Malabranca den 18. October 1279 bei dem freudigen Ereigniß des Friedensschlusses zwischen Guelfen und Ghibellinen. Alles steuerte nun begeistert zu dem Baue bei. Selbst der Tod der beiden Hauptbaumeister that dem Werke keinen Einhalt<sup>3</sup>. An ihre Stelle traten andere Meister aus dem Dominikanerorden; unter andern Fr. Borghese, der das östliche Seitenschiff ausführte, und Fr. Giovanni da Campi, der die Spanische Kapelle und den Grünen Klosterhof baute, vor allen aber Fr. Jacopo Talenti, ein tüchtiger Steinmetz, von welchem die Kapitäle der Pfeiler und die Einfassung der Thüren und Fenster herrühren, sowie der Thurm (1330) nebst dem großen Hof, dem Refector und neuen Kloster. Die beiden letztern gemeinschaftlich vollendeten das Mittelschiff, das südliche Nebenschiff, das Chor, die erste Kapelle links am Chor, die Endkapellen des Querschiffes und die Sakristei. Die drei andern Kapellen sind spätere Arbeit. Die Fassade wurde 1350 begonnen und bis zum Sims aufgeführt; vollendet aber ward sie erst durch Leo Baptist Alberti (1470)<sup>4</sup>. Nehnlich wie Cavalcanti förderte den Bau und die Ausschmückung der Prior, der Prediger und Schriftsteller Jacopo Passavanti, welcher Gaddi, Martini und Orcagna gewann, um Maria Novella mit ihren Werken zu verherrlichen. Im Jahre 1357 stand Maria Novella vollendet da. Gebaut wurde 77 Jahre, und verbaut wurden 100 000 Goldgulden. Die Kosten des Thurmes allein beliefen sich auf 11 000 Gulden.

<sup>1</sup> *Marchese* l. c. I, 44 sg.

<sup>2</sup> *Marchese* l. c. I, 49. Anderer Ansicht ist Crowe a. a. D. I, 167.

<sup>3</sup> Ristoro starb in Florenz 1283, Sisto in Rom 1289. Leider ist ihr Andenken nirgends durch ein Denkmal verewigt.

<sup>4</sup> *Marchese* l. c. I, 135—169.

Sehen wir uns nun, um das Bild von Maria Novella zu vervollständigen, nach naheliegenden Vergleichen um. Da mag vor allem Rio recht haben, wenn er im allgemeinen sagt, den Baumeistern hätte für das Neußere von Maria Novella S. Miniato auf dem Berge, für das Innere S. Trinità in Florenz vor Augen geschwebt. In der That macht die Außenerscheinung mehr den Eindruck eines romanischen Baues. S. Croce, die Kirche des andern Bettelordens in Florenz, gleichsam Maria Novellas Nebenbuhlerin, unterscheidet sich von derselben schon im Neußern und noch mehr im Innern durch größere Schlantheit der Verhältnisse und Annäherung an die nordisch-gotische Bauweise, übertrifft sie bei weitem an Umfang und Größe, an Reichthum der Grabdenkmäler und Kunstwerke und an einem gewissen Zug von Originalität, die etwas Majestätisches und Ehrfurchtgebietendes an sich hat. S. Croce bewältigt, Maria Novella gefällt durch den feinen, vornehmen, in jeder Beziehung einheitlichen und vollendeten Charakter. — In weit höherem Maße gilt dieses Urtheil in Beziehung auf die Franciscuskirche in Assisi. Hier gesellt sich noch dazu die ergreifende Vereinigung der mystisch dunkeln Unterkirche mit der lichten Klarheit der Oberkirche, das geheimnißvolle Weben des Vorfrühlings der italienisch-kirchlichen Kunst, die eigenthümliche Schönheit und der Reiz der Lage mitten in dem Zauber einer paradiesischen Umgebung und endlich der poetisch-mystische Hauch des Lebens und der Thaten eines hl. Franciscus, der nun einmal wie ein verklärender Duft dieses Landschaftsbild umfängt und mit dem sich das Leben kaum eines andern Heiligen messen kann. — Den nächsten Vergleich mit Maria Novella bietet jedenfalls Maria sopra Minerva in Rom. Vorab war es derselbe Dominikanerbischof Cavalcanti, der den Bau von Maria Novella in Florenz begann, in Rom als Vicar des Papstes die Benediktinerinnen in Campo Marzo zur Ueberlassung einer kleinen Kirche an seine Ordensbrüder vermochte (1274) und dereu Umbau als Maria sopra Minerva begann. Sodanu waren es wahrscheinlich dieselben Baumeister Sisto und Ristoro, welche bei ihrer Anwesenheit in Rom, wohin sie durch Nikolaus III. gerufen waren, den Plan der Schwesterkirche entwarfen. Dem Wesen nach stimmt auch wirklich der Plan beider Ordenskirchen überein bezüglich des Baustils der italienischen Gotik, bezüglich der Dreitheilung und der gleichen Höhe der Schiffe, und bezüglich der Vierung und Anordnung der Pfeiler und der Nebenkapellen<sup>1</sup>. Maria sopra Minerva ist ausgemalt, prächtig verziert und besitzt größern Reichthum an Grabdenkmälern, darunter sehr schöne aus der ersten Renaissance. Schon der Leib der hl. Katharina von Siena, der unter dem Hochaltar ruht, und das Grab des Fr. Angelico nehmen für die schöne Kirche ein. Trotzdem ist man versucht, Maria Novella in Anbetracht ihrer Klarheit, Einheit und edeln Einfachheit den Vorzug zu geben. Sind doch die Seitenkapellen des Querschiffes und der beiden Langseiten von Maria sopra Minerva ganz aus dem Stil des Hauptbaues gefallen und in Renaissanceart ausgeführt. Man hat gesagt, Maria Novella sei das Assisi des Dominikanerordens. In der That sollen auch fast alle Künstler von Cimabue

<sup>1</sup> *Marchese* l. c. I, 58 sg.

an bis Sarto und Fr. Bartolommeo in dem Zierwerk der Kirche und des Klosters vertreten gewesen sein. Leider ist seit dem 16. Jahrhundert das meiste verschwunden, und so mag Maria Novella ehemals einen ganz andern Anblick geboten haben. In dieser Voraussetzung und mit obiger Beschränkung mag das Urtheil nicht unzutreffend sein <sup>1</sup>.

So bleibt denn, alles erwogen, Maria Novella der Ruhm, nicht bloß eine der ersten Kirchen des Ordens zu sein, sondern auch einen unvergleichlich höhern Stillwerth vor vielen Schwesterkirchen zu haben und ein schönes, treues Abbild des Geistes zu sein, der sie gebaut.

## IV.

Den Spuren dieses Geistes wollen wir noch einige Schritte nachgehen. Sein Dufte wirkt anregend und erbauend.

Der Geist, der diesem schönen Gotteshause das Dasein gegeben, ist von seiten des Florentiner Volkes der fromme Sinn, die Opferwilligkeit und Kunstbegeisterung. Schon bei Besprechung des Domes wurde dies im allgemeinen bemerkt, hier ist ein Beweis im einzelnen. Unmöglich hätte der arme Orden die übergroßen Bausummen aus sich erschwingen können. Die Republik aber spendete zu dem schönen Plane fürstlich und königlich. Sie gab für den Umbau den Platz, und immer wieder stößt man auf große Beiträge und Bewilligungen aus dem Staatsfädel, einmal selbst auf die fabelhafte Summe von 10 000 Goldgulden in einem Jahre <sup>2</sup>. Dem Beispiele der Signoria folgten die Zünfte und die Bürger. Fast alle großen Familien sind, wie dies die Namen der Kapellen beweisen, mit Uebnahme und Ausführung einzelner Theile in der Baugeschichte der Kirche verzeichnet, und dieses zumeist im Laufe des 14. Jahrhunderts, das wie kein anderes durch öffentliche Unglücksfälle aller Art für die Stadt verhängnißvoll war und in dem die Opferwilligkeit des Staates und der Einzelnen in hohem Maße in Anspruch genommen war, sowohl durch den Bau von S. Croce, als für die Aufführung des Domes. Aber so waren die Florentiner. Für hohe Kunstgebilde an Kirchen und öffentlichen Gebäuden vergaßen sie ihrer eigenen Beschränkung und Noth.

Uebrigens war das Florentiner Volk sich auch klar bewußt, weshalb es den Söhnen des hl. Dominicus seine Großmuth zuwandte. Die Errichtung und Eröffnung eines Klosters und einer Klosterkirche war in damaligen Zeiten ein freudenvolles Ereigniß für alle Schichten des Volkes, für Reiche und Arme, für Hohe und Niedrige. Der Arme wußte, daß an der Klosterpforte das Brod mit ihm getheilt wurde, daß an den Thüren der Reichen vom Ordensbruder erbettelt war; die Gelehrten fanden im Kloster eine erlesene Auswahl von Liebhabern und Förderern der Wissenschaft; die Künstler holten dort Ermuthigung, Begeisterung für Kunstideale, Beschäftigung und Lohn, die himmlisch gefinnten Seelen Nahrung, Licht und Förderung durch Wort und Beispiel für ihre über das Irdische hinausgehenden Bestrebungen; das Volk, oft gedrückt und unterdrückt durch brutale

<sup>1</sup> *Marchese* 1. c. I, 142. 147.

<sup>2</sup> *l. c.* I, 52 sg.

Willkürherrschaft, fand dort seine Vertheidiger und Befreier<sup>1</sup>. So war es eben nur der klösterliche Geist, der Geist der Frömmigkeit, der Tugend, der Nächstenliebe und des apostolischen Eifers, der, von der Klosterpforte in alle Welt ausgehend, in rückgängigen Wellen als Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Begeisterung dahin zurückkehrte.

In diesem Lichte boten sich zum erstenmal die Söhne des hl. Dominicus dem Florentiner Volke dar als Armenpfleger, als Glaubensprediger, als Ausrotter der Kezerei und namentlich als Versöhner und Friedensstifter zwischen den hadernnden Parteien der Guelfen und Ghibellinen, zwischen den „Schwarzen und Weißen“. Dieses Friedensamt übten sie nicht bloß in Florenz, sondern in ganz Italien, in Reggio, in Treviso, in Mailand, und oft wurde es Anlaß und Grund zu Niederlassungen des Ordens. In Perugia gab der Podesta den Friedensstiftern das Banner der Stadt in die Hand mit dem Versprechen, ein Kloster für sie zu bauen, wo sie daselbe immer aufpflanzten<sup>2</sup>. — Was dieses eine Kloster von Maria Novella der Kirche an Früchten der Tugend und des apostolischen Eifers gezeitigt, beweist die Thatfache, daß aus demselben nicht weniger als 7 Selige, 2 Cardinäle und 44 Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe hervorgegangen sind<sup>3</sup>. — Zu dem wohlverdienten Ruhm der Tugend und Heiligkeit gesellte sich gerade bei diesem Kloster eine staueneuwerthe Fruchtbarkeit an Künstlern von hoher Begabung. Es ist bei dem Ausbau der Kirche und des Klosters ein ganz seltener und vielleicht einziger Umstand, daß kein einziger weltlicher Baumeister oder Bauführer, sondern bloß Mitglieder des Ordens thätig waren<sup>4</sup>. Ebenso sind fast alle Zierwerke der Bildhauerarbeit von Laienbrüderu gefertigt worden. Wie viele Namen tüchtiger Künstler begegneten uns nur in dem obigen, kurzen Abriß der Baugeschichte! Und die meisten dieser Namen zierte nicht weniger der Ruf von Kunstfönn und Kunstfertigkeit, als der von Tugend und Frömmigkeit. Heiligkeit beeinträchtigt nicht bloß nicht die Liebe und Begeisterung für Kunst und Kunstthätigkeit, sondern fördert sie. Einen merkwürdigen Beweis, wie dem Aufschwunge des geistlichen Lebens auch stets ein Aufschwung des Kunstideals zu folgen scheint, haben wir eben hier an Maria Novella. Nach und nach verflüchtigte sich angeblich daselbst der hohe Ordensgeist, und mit diesem Niedergang verblaßte auch die Kunstmacht. Seit dem 14. Jahrhundert hat Maria Novella keine Künstlernamen mehr zu verzeichnen. Dagegen scheint die heilige Kunst nach S. Domenico bei Fiesole und nach dem St. Marcuskloster in Florenz selbst übergesiedelt, wo ein Dominici, ein hl. Antonin und später auch in gewissem Sinne Savonarola das höchste Streben nach ascetischer Vollkommenheit zu wecken suchten, und ein Angelico und ein Bartolommeo Künstlerfolge errangen, die von niemand verkleinert und von niemand übertroffen wurden.

Was von Maria Novella gesagt ist, gilt auch mehr oder weniger von dem ganzen Orden. Es ist überraschend, welsch eine große Zahl an bedeutenden

<sup>1</sup> *Marchese* I. c. I, 53.

<sup>2</sup> *I. c.* I, 64 sg.

<sup>3</sup> *Richa*, *Notizie storiche delle Chiese Fiorentine* III, 98.

<sup>4</sup> *Marchese* I. c. I, 53.

Meistern in jeder Kunstweise der Orden aufzuweisen hat. Der Stoff läßt sich hier nur mit einigen Zügen streifen<sup>1</sup>. Was die Baukunst angeht, führten die Dominikaner in Italien wenigstens meist selbst ihre großen Kirchen auf. Fr. Guglielmo Aguelli, ein bedeutender Bildhauer, arbeitete mit Nicola Pisano an dem Grabdenkmal des hl. Dominicus in Bologna. Benedetto di Mugello, der Bruder des Angelico, zierte 14 Chorbücher, theils Gradualien, theils Antiphonarien, mit den herrlichen Miniaturen aus, wie man sie noch bewundert in der Bibliothek des St. Marcusklosters in Florenz. Unter den Glasmalern glänzt auch ein Deutscher, Jakob von Ulm (1407), dem die Erfindung zugeschrieben wird, durch Silberoxyd das Durchscheinen der gelben Farbe hergestellt zu haben<sup>2</sup>. Auf seiner Wallfahrt nach Rom ging ihm das Geld aus, und so nahm er Dienst erst als Soldat im Heere Alfons' von Aragonien, später bei einem Bürger von Capua. Auf der Rückreise nach Deutschland faßte er am Grabe des hl. Dominicus den Entschluß, die Welt zu verlassen und in den Orden zu treten, in welchem er so heilig lebte und starb, daß ihn Leo XII. im Jahre 1825 den Seligen beizählte. Er hinterließ eine ganze Glasmalerschule. Unter den Kunststüchlern lieferte Fr. Damiano di Bergamo so herrliche Arbeiten in dem Chorgestühl von S. Domenico in Bologna, daß Karl V. (1530) mit seinem ganzen Hofe den Künstler in seiner Werkstatt besuchte. Den Kaiser empfing der Künstler freundlich, dem Herzog von Ferrara aber schloß er die Thüre vor der Nase zu. Ueber den Grund dieses ungnädigen Verfahrens befragt, antwortete er, die Beamten des Herzogs hätten ihm bei seiner Durchreise durch Ferrarisches Gebiet sein armes Werkzeug unmenschlich hoch besteuert und ihn auch grob behandelt. Lachend stellte der Herzog ihm und allen seinen Mitbrüdern einen Freibrief für seine Staaten aus. In der Grabkapelle des hl. Antoninus in S. Marco in Florenz bewundert man mit Recht die Erzgießereien an dem Grab, ebenso die an den drei Pforten des Domes von Pisa, welche Domenico Portigiani zum Urheber haben. In der Malerei genügt es, einen für hundert zu nennen, den unsterblichen Angelico, die letzte und köstlichste Blume der giottischen Schule in all ihren Vorzügen. Wenn es wahr ist, daß Kunst und Künstler aus Gott geboren werden, so trifft dieses vollkommen bei Angelico zu. Seine himmlische Art, paradiesische Unschuld, wahrhaft englische Anmuth und Holdseligkeit, seinen sausten, verklärten Seelenschmerz, seine Gottinnigkeit und Ruhefeligkeit der Andacht in Farben zu schildern, hat er eigentlich keinem Meister abgelernt. Er hatte wohl Vorgänger, aber nicht Lehrer im strengen Sinn. Er hat auch wesentlich nicht gewonnen durch sein lebenslanges Schaffen, und ebensowenig hat er ein Werk überarbeitet oder verbessert; so überzeugt war er, daß es so, wie es mit dem ersten Wurf gelungen, Eingebung und Wille Gottes war. Seine Werke sind die höchste mystische Poesie der Farbe, so wie die Schriften Sufos und anderer die Mystik des Gemüthes sind. Wie Angelico keinen Lehrer hatte, so hat er auch keine eigentlichen Nachfolger. Fr. Bar-

<sup>1</sup> Ausführlich behandelt den Gegenstand P. Marchese in dem oft angeführten Werke.

<sup>2</sup> Marchese l. c. I, 404.

tolommeo, der größte unter den nachsichernden Ordensgenossen, ist unter den vielen Wandlungen nicht er selbst geblieben, und was er an Rundung und Größe des Entwurfs und Mitteln der Technik vor Angelico voraushaben mag, das hat er weniger an Innigkeit und mystischer Erhebung<sup>1</sup>.

Selbst der weibliche Zweig des Ordens scheint an diesem Kunstsegen theilgehabt zu haben. In den Klöstern von Florenz, Prato und Lucca wurde fleißig gemalt und modellirt. Schwester Plantilla in dem Kloster der hl. Katharina in der Via Larga in Florenz malte selbst in großem Stil theils nach bestehenden berühmten Vorlagen, theils nach eigener Erfindung. Man erzählt von ihr auch, daß sie sich für ihre Männergestalten Mitschwestern mit derbern Gesichtszügen sitzen ließ und daß sie dem Abgang von Männlichkeit im Ausdruck durch Bart und Schnurrbart nachhalf. Eine andere, Aurelia Fiorneti, welche der Vater durch Erlernung der Malerei von den Klostergedanken abbringen wollte, benutzte später ihre Kunst, um das Kloster des hl. Dominiucus in Lucca mit Angelicobildern auszumieren. Rührend ist, wie die Schwester Anna Victoria Dolara in dem Kloster der hl. Magdalena auf dem Monte Cavallo in Rom nach der Aufhebung des Klosters durch die Franzosen unter Pius VI. ihre darbenden Mitschwestern unterhielt durch Anfertigung von Porträten, worin sie ein solches Kunstgeschick hatte, daß sich Pius VII. und Leo XII. von ihr malen ließen. Wegen ihrer dichterischen Anlagen wurde sie auch in die Akademia Arcadia aufgenommen und trug den Namen Florinda Carisia<sup>2</sup>.

Es könnte nun vielleicht wundernehmen, wie in dem Orden eine solch ausge dehnte Bethätigung selbst der schildernden und bildenden Künste ermöglicht werden und Raum gewinnen konnte. Vor allem begegnete uns schon bei Beginn des Ordens die Thatsache, daß unter den vielen, welche dem göttlichen Rufe folgten und das Kleid des hl. Dominicus nahmen, manche bereits namhafte Künstler waren, deren Talent und Kunstfertigkeit sogleich durch die vielen Kloster- und Kirchenbauten, die nothwendig wurden, ihre Verwendung und Ausbildung fanden. Die Ordensobern traten auch dem edeln Kunsttrieb, der nun einmal in der Menschennatur liegt, nicht nur nicht entgegen, sondern weckten und förderten ihn mächtig, und zwar die besten und edelsten unter ihnen. Ihre Absicht dabei war, den Untergebenen eine nützliche und angenehme Beschäftigung zu bereiten, ihnen Lebensunterhalt zu verschaffen und den Nächsten und sich selbst zu überirdischen Gedanken, zum Lobe und zur Liebe Gottes zu erheben. Aus diesen Gründen waren Wissenschaften und Künste in den Klöstern nicht bloß geduldet, sondern gern gesehen und Gegenstand liebender und begeisterter Behandlung und Sorge. Heißen ja doch die Miniatur-Glasmalereieu mit Vorzug „*deliciae claustrales*“. Zur Zeit des Verfalls und der Barbarei blühte die zarte Kunst im schützenden

<sup>1</sup> Vgl. Crowe a. a. O. II, 141 f. und das schöne Buch von Stephan Weiffel S. J.: Fra Giovanni Angelico da Fiesole. Da heißt es sehr wahr: „Ohne Dominici kein S. Domenico bei Fiesole, und ohne dieses schwerlich ein S. Marco in Florenz, schwerlich ein Fra Angelico“ (S. 3).

<sup>2</sup> *Marchese* l. c. II, 375.

Heim des Klosters fort, und aus der bescheidenen Knospe der Miniatur entwickelte sich die herrliche Blume der neuern Malerei. So war es der sel. Giovanni dei Dominici, der Prior von S. Domenico bei Fiesole, später Cardinalbischof von Ragusa, der geistliche Vater eines hl. Antonin und des Angelico, der Reformator des Ordens, welcher in den Klöstern sowohl der Männer als der Frauen die Pflege der Künste anregte. Auf demselben Wege folgte später Savonarola, der nebst andern Gründen auch den Zweck verfolgte, dem Heidenthum, welches im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft der schlechten Richtung der Renaissance in Wissenschaft, Politik und Kunst eingerissen war, Einhalt zu thun. Welch außerordentliche Erfolge er erzielt, ist bekannt. Am Fastnachtstage 1497 verbrannte Florenz alle Gözenbilder und Fetische ausgearteter Kunst und Lebenssitte zu Savonarolas Füßen. Auch ein junger Künstler Vaccio della Porta warf seine bedenklichen Bilder in den Scheiterhaufen und trat als Fr. Bartolommeo in das Dominikanerkloster S. Marco in Florenz. Als ihm das traurige Los seines Meisters alle Lust an seiner Kunst vergällen wollte, da war es der Prior Santi Pagnini, der Orientalist, der den erstorbenen Funken in ihm wieder weckte und ihn zum Pinsel greifen hieß, dem in der Folge so herrliche Werke entlossen<sup>1</sup>.

Ein anderer, tieferer Grund dieses klösterlichen Kunstseifers und Kunsterfolges liegt in der Beziehung des Wesens der schönen Kunst zum Wesen des Ordensstandes überhaupt und im besouderu des Dominikauerordens. Schon der Benediktinerorden hatte ein halbes Jahrtausend die ganze christliche Cultur Europas und als deren kostbarsten Theil die Kunst auf den Schultern getragen<sup>2</sup>. Ihm folgte der Orden des hl. Dominicus. Er ist wesentlich ein Priester- und Predigerorden<sup>3</sup>, wie er sich selbst nennt, und als solcher, abgesehen von den allgemeinen Obliegenheiten des Ordensstandes, in erster Linie auf Studium und Forschung der göttlichen Wahrheiten (Contemplation) hingewiesen. Mit Recht sagt man, wie Franciscus mit der Armut, so vermählte sich Domiuicus mit dem Glauben. Mit der Contemplation ist nun der Schlüssel zum innersten Heiligthum der göttlichen Kunst gefunden. Das Schöne ist nach dem Begriffe der Alten nichts als die wohlgefällige, bezaubernde Erscheinung der Wahrheit und Gutheit. Urquelle und Inbegriff aller Wahrheit und Gutheit aber ist Gott. Wenn wir bei Gott sind, blicken wir in den Spiegel dieser Wahrheit und Gutheit, und je reiner das Herz ist und je inniger es Gott anhängt, um so mehr wird es der Mittheilung Gottes durch wonniges Schauen und beseligende Liebe theilhaft. Bei der innigen Vereinigung der höhern und niedern Seelenkräfte aber und bei deren wechselseitigem Aneinanderwirken ist nichts leichter, als daß ein Strahl der geistigen Wahrheit und Gutheit in die Phantasie oder in das sinnliche Vorstellungsvermögen fällt und dort eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt gewinnt, die ein Ausdruck und ein

<sup>1</sup> Marchese l. c. II, 26 sg. Rio l. c. II, 502.

<sup>2</sup> Kraus, Geschichte der christlichen Kunst I, 620.

<sup>3</sup> Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters von Denisse und Ehrle I, 165.

Spiegelbild der rein geistigen Wahrheit und Gutheit ist. Und das ist dann das Ideal oder das Schönheitsgebilde, das Gegenstand des künstlerischen Schaffens ist. Gesellt sich zu diesem geistig-sinnlichen Ideal nun die stehende Fertigkeit, demselben wirklichen und entsprechenden Ausdruck in Wort, Farbe, Schall und Bewegung zu geben, dann ist Künstler und Kunstwerk geschaffen. Die liebende Betrachtung göttlicher Dinge wird so der Weg zur höchsten Kunst, ja das ist dann Mystik der Kunst, die als Auswirkung übernatürlicher Einflüsse ein Theil der eigentlichen Mystik ist. Mystik ist ja nur ein höherer Grad von Erkennen und Wirken auf dem geistlichen Gebiet unter besonderer Einwirkung Gottes. So können wir uns ungefähr das Kunstwirken eines Angelico vorstellen. Damit stimmt, was von ihm geschrieben ist: „Giovanni war einfach und heilig in seinem Lebenswandel . . . alles weltliche Thun floh er . . . nichts wollte er malen als Heilige. . . Er sagte oft: Wer diese Kunst betreiben will, muß sich in Ruhe erhalten und ohne Sorgen; wer Christum malen will, muß stets bei Christus weilen . . . Nie, sagte er, habe er angefangen zu malen, ohne vorher gebetet zu haben. So sieht man denn in Antlitz und Haltung seiner Gestalten die Güte seiner großen und lautern Seele in der christlichen Religion“<sup>1</sup>. Deshalb heißt auch seine Schule mit Recht die mystische Schule. Sie ist nur ein Zweig der großen mystischen Veranlagung, welche stets ein kennzeichnender Zug der Söhne des hl. Dominicus war. Was Thomas auf dem Gebiete der Wissenschaft, das ist Angelico auf dem Gebiete der Kunst; deswegen tragen beide den Beinamen des „Englischen“: der eine ist der englische Lehrer, der andere der englische Maler.

Der Orden, dem beide angehörten, hat auf solche Weise ein großes und wichtiges Apostolat in der Kirche und in der Welt vollführt. Das Gebiet des Schönen, das der hl. Thomas so gründlich und anregend behandelt hat, ist nicht bloß ein Theil der metaphysischen Speculation, sondern ein sehr wichtiger Theil der Dogmatik, der Moral und des praktischen Lebens. Der Grund ist kein anderer, als weil das Schöne der gewinnende, wohlgefällige, bezaubernde Ausdruck des Wahren und Guten ist. Ja, in Gott, dem Urgrunde, sind Wahrheit, Gutheit und Schönheit dasselbe, sie unterscheiden sich bloß durch die Beziehung und Richtung zu den Fähigkeiten unserer Seele. Das Wahre ist Gegenstand für den Verstand, das Gute der Antheil des Willens. Vermitteltst des Schönen aber sprechen sie nicht bloß eine deutliche, sondern eine überredende Sprache zu dem ganzen Menschen, namentlich zu den Sinnenvermögen und durch sie zum Verstande und zu dem Willen. Sie vermitteln dem ganzen Menschen den beseligenden Besitz und Genuß des Wahren und Guten, insofern er hienieden geboten werden kann. Wer ahnt da nicht die weittragende Wirkung der schönen Kunst auf das gesamte Leben des Menschen? Die gute Kunst ist wirklich Vermittlerin der Geheimnisse Gottes und Führerin zu Gott, sowie die schlechte, von Gott losgesagte Kunst Verführerin der Völker wird. Zu wem redet auch die

<sup>1</sup> Vasari im Leben Angelicos. — In der That führt Görres in seiner Christlichen Mystik (4. Buch, III. a.) Angelico und den obenerwähnten Jakob von Ulm unter den mystisch begabten Künstlern auf.

Kunst nicht, und wer versteht nicht ihre Rede? Für alle ist sie eine Lehre und Predigt, für alle Erbauung, Trost und freudige Erhebung. Wer trägt nach dem Anblick eines Angelicogebildes nicht tagelang den Segen himmlischer Befriedigung in sich? Das war stets die Ansicht der Kirche von der schönen Kunst. Sie ist ihr eine Lehrerin, eine Meisterin und Bekräftigerin des Glaubens. Die Kunst macht nicht bloß Künstler, sondern auch Christen und Katholiken. Das war der Grund, weshalb die Orden, welche das menschliche Herz so gut kannten, welche der Natur ihre tiefsten Geheimnisse ablauschten und alle Wege zu Gott auskundschafteten, die schönen Künste so hoch hielten, sie übten und allerwärts im besten Sinne förderten. Es ist nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß eine Ursache, warum Italien nicht um den katholischen Glauben gekommen, auch die war, weil seine Kunst christlich und religiös, und das hat es nicht dem geringen Theile nach dem Einfluß der Kunstbestrebungen der Orden zu danken und insbesondere auch dem Orden des hl. Dominicus.

M. Meißler S. J.

## Livlands größter Herrmeister.

(Fortsetzung.)

### III. Wolter von Plettenberg und die Reformation.

Johann Blankensfeld, der tüchtige Bischof von Reval und Dorpat, hatte bereits 1520 in letzterer Stadt Regungen der religiösen Neuerung wahrgenommen; ein Jahr später hielt dieselbe ihren Einzug in Riga. Der Bischof von Cammin, Erasmus v. Manteuffel, hatte sich genöthigt gesehen, die Schule im Kloster zu Welbuck bei Treptow zu schließen, in welcher die Lehrer Bugenhagen und Andreas Knopke die Jugend mit Haß gegen die alte Kirche zu erfüllen gewußt hatten. Knopke, dessen Bruder als Domherr in Riga lebte, beschloß zugleich mit Joachim Moller dahin überzusiedeln; Schüler aus Livland, die bisher bei ihm studirt hatten, zogen mit. Da er in Riga ganz als katholischer Priester auftrat und die Functionen des Gottesdienstes in der hergebrachten Weise verrichtete, so fand er ohne weiteres eine Anstellung an der Peterskirche. Er benutzte diese Stellung, um in aller Stille eine neugläubige Gemeinde zu bilden; ohnehin konnte es in der verkehrreichen Hansestadt nicht an solchen fehlen, welche mit den in Deutschland erwachten Neuerungsbestrebungen bereits in

Berührung gekommen waren. Zu seinen ersten Anhängern zählte Knopke zwei einflußreiche Männer, Durkop, den Bürgermeister der Stadt, und den Schreiber des Rathes, Magister Lohmüller.

Bereits auf dem Ständetag zu Wolmar im Juni 1522 stand die Gefahr der religiösen Neuerung unter den Angelegenheiten der gemeinsamen Berathung. Die Bischöfe bezeichneten Luthers Lehre und Schriften als ketzerisch, verführerisch und lästerlich und beantragten die öffentliche Verwerfung derselben durch die Stände. Die Antwort auf den Antrag lautete<sup>1</sup>:

„Dr. Martinus Luthers halber ist einer achtbaren Ritterschaft und der ehrsamten Städte Meinung, daß man die Sache hier zu Lande von allen Parten so lange in Ruhe hangen und bleiben lasse, bis sie außer Landes durch päpstliche Heiligkeit, kaiserl. Majestät, Könige, Kurfürsten, Fürsten, Prälaten und Herrn, geistliche und weltliche hohe Schulen, gelehrte und erfahrene Leute, durch ein Concil oder andere bequeme Mittel, wie sie nach Gott und Recht stehen und bleiben soll, entschieden und ausgesprochen werde.

„Außerdem gedächten sie weder hierin noch in irgend andern Sachen Mandate und Bann hier im Lande zu dulden. Da diese Lande nicht mit dem Bann, sondern mit dem weltlichen Schwert erobert und gewonnen sind, wollen wir dergleichen auch nicht mit dem Bann regiert und beschwert werden, welcher Artikel auch schon vor sechs Jahren zum Landtage aufgegeben und angenommen worden.“<sup>2</sup>

Während dieser Landtag dauerte, war auf den 19. Juni das Frohnleichnamsfest eingefallen, das „nach löblicher christlicher Gewohnheit“ mit großer Procession gefeiert wurde. Alle anwesenden Stände, alle Ordensgebietiger, Vertreter der Kapitel, Ritterschaften und Städte betheiligten sich dabei ohne Ausnahme, und die Vertreter der Städte feierten das Fest noch am Abend „mit einem fröhlichen Trunke“.

Allein zu Anfang des Jahres 1523 (23. Jan.) wußte Luther seinen Freund Georg Spalatin mit der Nachricht zu überraschen: „Der Herrmeister von Livland hat mich durch seinen Abgeordneten und Kanzler<sup>3</sup>,

<sup>1</sup> Bienemann, Aus Livlands Luthertagen (Reval 1883), S. 16.

<sup>2</sup> Diese stolze Sprache ist noch kein Zeichen einer neuen Zeit. Genau so hatten die Ordensritter während des 14. Jahrhunderts den Entscheidungen und Kirchenstrafen der Päpste gegenüber gesprochen. Noch unter Sixtus IV. hatten sie 1480 neuerdings dem Bann getrotzt und gegen den Papst die Hilfe Kaiser Friedrichs III. angerufen.

<sup>3</sup> So nach Rappens Kleiner Nachlese zur Erläuterung der Reformationsgeschichte I (Leipzig 1727), 543 f. de Wette (Luthers Briefwechsel II, 302) schreibt: *per nuntium et per Cancellarium*, was eine doppelte Aufforderung, eine mündliche und eine schriftliche, in sich schließen würde. Spalatin hat es sicher nicht so verstanden.

einen wohlunterrichteten Mann, ersuchen lassen, daß ich an seine Leute über den christlichen Glauben ein Schreiben richte. Sie halten dort bereits einen Prediger des Wortes und freuen sich, das Evangelium zu haben. So ist Christus von den Juden zu den Heiden übergegangen, und aus Steinen werden Kinder Abrahams.“

Luther, mit den Verhältnissen Livlands damals noch nicht näher vertraut<sup>1</sup>, hatte sich jedoch unter dem ersten Eindruck schmeichelhafter Ueberraschung hinsichtlich des Ursprungs und der Tragweite dieser an ihn gerichteten Bitte sehr getäuscht<sup>2</sup>. Es war keineswegs der Magister Livoniae, der dieses Ansuchen an ihn richten ließ, sondern lediglich der Magister Joh. Lohmüller, eine in der livländischen Geschichte recht zweideutige Persönlichkeit. Seit 1517 war er Kanzler des Erzbischofs Jasper Linde gewesen, seit 1520 aber in den Dienst des Rathes von Riga übergegangen. Zum Herrmeister war er bis dahin nie in näherer Beziehung gestanden und hat sich auch in seinem Briefe an Luther (20. Aug. 1522) auf einen Auftrag oder auch nur ein Mitwissen Plettenbergs keineswegs berufen. Nur zum Schlusse seines Briefes grüßt er Luther unter Nachäffung Paulinischer Wendungen „von allen Heiligen, die in Livland sind“: *In quo omnes Sancti Livonienses et praesertim qui Archipraesuli Rigensi a manu serviunt et qui mecum agunt Rigae valere te et triumphare iubent.* Die Bitte ging demnach bloß von der kleinen Verbrüderung der Neugläubigen in der Stadt Riga aus, unter welchen auch solche mit Stolz genannt werden, welche bei dem alten Erzbischof im Dienst standen und Stellung und Brod von der alten Kirche noch fortwährend entgegennahmen. Von seiten des Ordens hatte sich Lohmüller damals noch nichts zu rühmen.

<sup>1</sup> Lohmüller selbst in seinem Briefe an Luther bezeichnet das Land als „*Livonia nostra ultima terrarum videlicet versus septentrionem Europae atque ante hac ignota pene Christiano orbi . . .*“

<sup>2</sup> Auch Joh. E. Kapp (I, 543) ist der Ansicht, daß Luthers Mittheilung an Spalatin ausschließlich in dem Briefe Lohmüllers vom 20. August 1522 seine Grundlage habe: „Was Lutherus hier Spalatio von denen Liefländern gemeldet, dasselbe ist in demjenigen Briefe befindlich, den wir hier zuerst ans Licht stellen. . .“

— Schiemann (Rußland, Polen und Livland II [Berlin 1887], 205) meint: „Luther muß von Lohmüller getäuscht worden sein, wenn er im Januar 1522 in einem Briefe an Spalatin sagt, der Meister habe ihn durch Lohmüller bitten lassen, er möge seinen Völkern ein Büchlein schreiben. Das widerspricht der ganzen spätern Handlungsweise Plettenbergs, der die Gefahr, welche die religiöse Spaltung dem auf geistlicher Grundlage erbauten livländischen Staatswesen bringen mußte, von vornherein scharf erkannte.“

Wie fast überall in den reichen Handelsstädten fand das neue Evangelium auch in Livland gerade unter der üppigen stolzen Bürgerschaft, die gewohnt war den Prälaten zu trotzen, den günstigsten Boden. Am Karfreitag 1523 hielten die Mönche von Riga, der böswilligen Quälereien müde, ihren Auszug aus der Stadt, processionsweise, unter Vorantragung des Kreuzes. Im Herbst desselben Jahres traf ein erstes Sendschreiben Luthers ein. Im November wurde der Brief aufgefangen, den ein zur Zeit in Rom weilender Franziskanermönch, Antonius Bomhower, an seinen Obern, den Custos seines Ordens in Livland und Preußen, geschrieben hatte. Der Mönch erzählte hier, daß er in betreff der Neugläubigen in Livland dem Papst zu energischen Maßregeln gerathen habe. Als Bomhower nun Anfang des Jahres 1524 mit Briefen von Rom in die Heimat zurückkehrte, wurde er nebst seinem Gefährten gleich bei der Landung gewaltfam festgenommen. Sein Gefährte, der Fabeldichter Bnrhard Waldis<sup>1</sup>, erkaufte sich die Freiheit durch Apostasie vom katholischen Glauben. Bomhower, der standhaft blieb, wurde in harter Kerkerhaft gehalten<sup>2</sup>. Und doch war er der Sohn einer angesehenen Familie in Reval; sein Bruder Bartel war daselbst Aeltermann der großen Gilde.

Im März 1524 kam es in Riga zum Bildersturme mit aller nur denkbaren Roheit und Barbarei.

„Sieg der Pöbel bald danach an,“ erzählt die Chronik Hiaerns<sup>3</sup>, „alle Bildnisse und Götzen aus der Kirchen zu werfen und das Kirchengeschmeide dergartig wegzuführen, daß man nicht weiß, wo es geblieben, auch die Grabsteine von den Gräbern wegzureißen.“ In der Klage, welche der Erzbischof von Riga 1546 beim Reichskammergerichte wider die Stadt einreichen ließ<sup>4</sup>, beschuldigt er

<sup>1</sup> Er war gebürtig zu Allendorf an der Werra, ein Unterthan des Landgrafen Philipp von Hessen, der sich später auch für ihn verwendete. Im Sommer 1540 kehrte er nach Hessen zurück, wo er Pfarrer wurde. Ueber dieses tiefgesunkene, aber nicht uninteressante Subject, das richtige Exemplar eines ausgelaufenen Mönches jener Tage, vgl. C. Schirren in der Baltischen Monatschrift III, 503—524.

<sup>2</sup> Er hatte noch viel auszustehen, ehe er 1527 vom Reformator Andreas Knopke „in den Bann gethan“ und aus Riga ausgewiesen wurde. Allen Quälereien und Verlockungen gegenüber blieb er standhaft (vgl. Schiemann, Historische Darstellungen und archivalische Studien, Beiträge zur Baltischen Geschichte [Hamburg 1886], S. 42 ff.). Der Mann hätte von katholischer Feder eine Erinnerung verdient; er ist ein Beispiel der Treue, welche der katholische Clerus Livlands — Klostergeistliche wie Weltgeistliche — überhaupt bewiesen hat. Nur in Reval wurde eine Minderzahl von Weltgeistlichen zu Verräthern und Häresiarchen.

<sup>3</sup> Mon. Livon. I, 193.

<sup>4</sup> Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte V, 192.

dieselbe, daß sie „Kirchengeschmeide und Ornate aus der Kirche geraubt, Kirchen, Klöster und Domherrnhäuser an sich gerissen, die Domherren, Pfaffen und Mönche aus der Stadt gejagt, aus den Kirchen Wohnhäuser und Pferdeställe gemacht, und zuletzt noch, daß sie Leichname aus den Gräbern gerissen und die Gräber zu Kellern eingerichtet habe“.

Reval folgte dem Beispiel erst am 14. September 1524, Dorpat, selbst unter Blutbergießen, mit wilden Ausschreitungen am 10. Januar 1525. In Reval allein war der Rath eingeschritten und hatte nach Ablauf des ersten Tages der Orgie ein Ende gemacht. Auch war mit Rücksicht auf den Adel das Jungfrauenkloster unangetastet geblieben. Im November 1524 wurde in Riga, im April 1525 auch in Reval der katholische Gottesdienst im Dom durch den Rath verboten.

Auch in Desel waren die Dinge dahin gekommen, daß der altersschwache Bischof seiner widerspänstigen Ritterschaft am 15. December 1524 zugleich mit großen politischen Zugeständnissen Duldung für das neue Evangelium gewährte. Es ehrt den alten Mann, daß er in der von Hilflosigkeit und Schwäche ihm abgerungenen Urkunde noch ein Wort des Schutzes und der Theilnahme für die armen Bauern seines Stiftes hatte, die er vor harter Schätzung bewahrt wissen wollte. Die Urkunde selbst zeigt, daß der Bischof persönlich, bei großer Unklarheit über die Natur der neuen Bewegung, im Grunde noch katholisch dachte. In den Anordnungen, die er für die künftige Bischofswahl traf, bestimmte er, der Gewählte solle „vom Papst oder vom Kaiser confirmirt werden, wie die Christenheit das ordnen und halten werde“. Die beiden Nachfolger Bischof Kiewels waren Katholiken, und im Stifte Desel hat in jener Zeit die Neuerung weniger als irgendwo anders Fortschritte aufzuweisen. Auch die Vereinigung der Deselschen Ritterschaft mit der Stadt Riga (25. October 1529) zur Aufrechthaltung des Evangeliums hatte nicht allzuviel zu bedeuten.

Um das Jahr 1525 begann auch in Kurland die Neuerung Boden zu gewinnen. Dorpat erlebte den 3. Juni 1526 einen zweiten Bildersturm. Die Mönche wurden ausgetrieben, Kirchen, Klöster und Domherrnhäuser verwüstet. In blindem Wahnsinn warf sich der Pöbel selbst auf die russisch-orthodoxe Kirche und die Handelshäuser der Russen, die bis dahin unter dem bischöflichen Regimente in Ruhe und Sicherheit bestanden hatten.

Indessen war man auch auf katholischer Seite nicht ganz unthätig. Aus Dorpat ließ Bischof Blankensfeld 1523 den Prediger Hermann Marsow ausweisen trotz des Widerspruchs der Bürgerschaft. „Fünf Finger wolle

er daran setzen," soll der Bischof geäußert haben, „und wenn es nöthig sei, auch alle zehn“, daß dieser Mann aus der Stadt hinauskomme. Ein anderer Prediger, der Schwärmer Melchior Hoffmann aus Schwäbisch-Hall, wurde 1523 zu Wolmar gefangen gesetzt und monatelang festgehalten. Der alte Erzbischof von Riga, Jasper Linde, wies die dreisten Anforderungen der Rigischen Prädicanten, auch von seiner Seite neugläubige Prediger anzustellen, mit der Verachtung zurück, die sie verdienten. Gegen die Gefangensetzung des Franziskaners Bomhower erhob er Einsprache und verlangte dessen Auslieferung zur Untersuchung der Sache durch das geistliche Gericht. Noch ein letztes Verdienst erwarb sich der greise Kirchenfürst, welches seinem Scharfblick wie seiner katholischen Gesinnung alle Ehre macht. Fühlte er sich selbst nicht mehr im Stande, dem um sich greifenden Taumel der Geister zu wehren, so wollte er wenigstens dafür sorgen, daß ein entschieden katholischer und in jeder Beziehung fähiger Mann sein Nachfolger werde. Seine Wahl fiel auf Joh. Blankensfeld, seit 1515 Bischof von Reval, seit 1518 auch von Dorpat, einen Kirchenfürsten, der von seiner Tüchtigkeit wie seiner streng katholischen Gesinnung bereits öffentliche Beweise gegeben. Am 29. November 1523 wurde dieser von Papst Clemens VII. zum Coadjutor des Erzbischofs von Riga mit dem Rechte der Nachfolge ernannt.

Die Ritter des Deutschordens selbst waren von jeher anticlerical gesinnt, d. h. sie waren Gegner der gefürsteten Prälaten, deren weltliche Herrschaft ihnen im Wege stand, deren geistlicher Autorität sie sich unterzuordnen sträubten, deren pflichtgemäßes, wohlbegründetes Streben nach freier Bischofswahl und unabhängiger Ausübung ihres Amtes sie als Ehrgeiz und Feindseligkeit gegen den Orden anzusehen gewohnt waren. Plettenberg machte hier von seinen Ordensrittern keine Ausnahme, und auch von ihm sind manche scharfe Aeußerungen über die Prälaten überliefert worden. Die Bischöfe Livlands bildeten eben, ganz abgesehen von ihren geistlichen Befugnissen, eine mit dem Orden rivalisirende politische Macht und zeigten sich an diplomatischer Gewandtheit den Ordensgebietigern nicht selten überlegen. Bei manchem der wilden und scrupellosen Ritter dieser spätern Zeit mochte die anticlericale Richtung noch andere, innere Ursachen haben und sich folgerichtig auf alle „Pfaffen“ überhaupt erstrecken. So wird schon aus dem Jahre 1523 berichtet<sup>1</sup>: „Der Haus-Komtur zu Riga, welcher das Schloß daselbst innehatte, Hermann Hoyte, schickte eine große

<sup>1</sup> Grefenthal in den Mon. Livon. V, 49.

tatarische Peitsche in die Stadt, den Bürgern und Kaufleuten, und ließ sie vermahren, so sie der Stadt Nutz und Frommen schaffen und wissen wollten, sollten sie die Mönche und Pfaffen damit daraus vertreiben.“ Gemiß waren ja auch bei so zahlreichen unlautern Elementen, welche der Orden damals in sich barg, und welche die von den Päpsten angestrebte Reform noch nicht zu beseitigen vermocht hatte, viele für den Abfall reif. Allein ein offenes Einstehen für die neue Lehre war doch um diese Zeit unter den Ordensrittern noch selten. Erst aus dem Jahre 1532 wird gemeldet, daß der Komtur von Windau, Wilhelm v. Valen, genannt Fleck, am 30. Januar mit der Stadt Riga eine Glaubenseinigung geschlossen habe nach dem Beispiel der evangelischen Fürsten und Stände Deutschlands. Er ist der erste höhere Würdenträger des Ordens, dessen Abfall feststeht. Später wird auch ein dem Orden angehöriger Priester als Apostat erwähnt. Auch die zahlreichern Abfälle und die öffentliche Verhöhnung der kirchlichen Fastegebote, von welchen Breitenbach zu erzählen weiß<sup>1</sup>, scheinen spätern Jahren anzugehören.

Ob Plettenberg in Bezug auf die Ritter seines Ordens Maßnahmen gegen das Einreißen der Neuerung ergriffen habe, ob sich zu solchen auch nur eine äußere Veranlassung geboten habe, ist nicht bekannt<sup>2</sup>. Der abgefallene Großmeister hatte ihm noch einige Zeit vor seinem Verrathe Weisung zugehen lassen, die Ritter hinsichtlich der Gefahr religiöser Neuerung scharf zu überwachen. Jedenfalls aber konnte er gegenüber dem, was sich im übrigen Livland abspielte, nicht stummer Zuschauer bleiben.

Plettenberg war das Haupt der Livländischen Conföderation, aber er war nicht Landesfürst. Wollte der Rath von Riga in dieser Stadt die religiöse Neuerung einführen, so standen dem Herrmeister des Deutschordens rechtliche Befugnisse nicht zur Seite, dies zu verhindern, und ebenso-

<sup>1</sup> De bello Livonico; nach ihm *Rainald*, Annal. 1531, n. 94.

<sup>2</sup> Wenn *Bra ch m a n n* (Die Reformation in Livland S. 47) mit Bezugnahme auf den Landtag zu Wolmar, Juli 1525, behauptet: „Dieser (der Meister) gestattete die Predigt des Evangeliums für seinen ganzen Orden“, so ist er jeden Beleg dafür schuldig geblieben; ein solcher scheint überhaupt nicht vorhanden zu sein. Etwas auffallend lautet dagegen die Urkunde, durch welche Plettenberg am 28. December 1530 dem Joachim Pinnow die Ordenskirche zu Auß (Dwgen) verleiht „mit dem Bescheid, daß er nach all seinem Vermögen Gottesdienst fortsetzen (d. h. halten) soll und das göttliche Wort nach Ausweisung der göttlichen Schrift den Kirchspiel-Deuten zu gehörigen und gelegenen Zeiten verkündigen und predigen“. Doch kann dies, da man schon zwei Jahrzehnte vor der Reformation die Predigt für die eingeborne bäuerliche Bevölkerung sehr betont hatte, ganz wohl auch von einem katholischen Priester gesagt sein.

wenig besaß er Macht genug, um mit Waffengewalt dagegen einzuschreiten, falls der Erzbischof ihn zu Hilfe rief. Außerdem war Plettenberg gewillt, um jeden Preis Livland vor dem Bürgerkriege zu bewahren. Kam es zur Spaltung und zum Blutvergießen im Innern, so war die Einmischung auswärtiger Potentaten unvermeidlich, und Livlands Freiheit war unwiederbringlich verloren. Alles dies bestimmte des Meisters Politik gegenüber der Neuerung. Was ein einsichtiger Geschichtschreiber von Plettenbergs Verhalten in anderer Hinsicht gesagt hat<sup>1</sup>, könnte mit den nothwendigen Einschränkungen fast auch hier anwendbar erscheinen: „Nur die Summe dieser kaum irgendwo in gleicher Verkettung auftretenden Schwierigkeiten gibt den Schlüssel zur Politik, die Plettenberg verfolgen mußte, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche war.“

Es war ein politischer Grundsatz, den Plettenberg von seinen Vorgängern überkommen, und der dem ganzen Orden längst in Fleisch und Blut übergegangen war, den gefürsteten Prälaten Livlands niemals ganz zu trauen, jeder Machterhöhung derselben entgegenzuwirken, jede Schwächung derselben zu begünstigen. Dabei strebte er aber doch ein äußerlich gutes und friedliches Verhältniß mit den einzelnen dieser bischöflichen Herren an. Dem Heiligen Stuhle in Rom war er, wie aus allem hervorgeht, in Ehrfurcht ergeben<sup>2</sup>. Denn pflegten auch die stolzen Ritter unangenehmen Entscheidungen von Rom rücksichtslosen Troß entgegenzusetzen, so wußten sie doch, daß sie gerade von Rom stets Schutz und Gunst erfahren und auch in den schlimmsten Zeiten von dorthier niemals ganz im Stiche gelassen wurden. In Plettenbergs langer Regierung ist es niemals zu einem Zerwürfniß mit Rom gekommen.

Volter v. Plettenberg war seiner Gesinnung nach fromm und katholisch<sup>3</sup> mit der schlichten Frömmigkeit des Soldaten, als Ritter theologischen

<sup>1</sup> Schieman a. a. O. II, 188.

<sup>2</sup> Daß Plettenberg persönlich in Rom etwas galt, zeigt u. a. der Brief Leo's X. vom 18. Juli 1514, dessen Ton von den um jene Zeit an den Hochmeister Albrecht von Brandenburg gerichteten Schreiben merklich sich unterscheidet. Am Schluß des Briefes heißt es: Quod si feceris (Friedensvermittlung zwischen Polen und Preußen), quemadmodum quidem tua fretus cum prudentia, tum in me qui te unice diligo voluntate, maxime confido te facturum, et officio eris functus optimi prudentissimique Principis et spem omnem hostibus nostris communibus auferes . . . et tibi ego plurimum debebo, cuius eris precibus atque monitis obsequutus (vgl. *Petri Bembi Epistolarum Leonis X. nomine scriptarum libri sexdecim* [Venet. 1552], p. 246 sqq.).

<sup>3</sup> Dafür zeugt u. a. sein Benehmen bei dem großen Ruffensiege (vgl. oben S. 65 u. 66). Auch betreibt er, 16. October 1513, in seinem und seiner Gebietiger

Streitigkeiten fremd, eine conservative Natur, ein Freund von Ordnung und Recht. Die Gewaltthätigkeiten und wüsten Ausschreitungen, welche auch in Livland den Einzug des neuen Evangeliums begleiteten, die Ungerechtigkeiten und häßlichen Zänkereien, welche demselben zu eigen verblieben, konnten ihn nur zurückstoßen. Den Botschaftern des Königs von Polen und des neugläubigen Herzogs von Preußen gegenüber erklärte er 1526 öffentlich<sup>1</sup>: „daß er sich in dieser Lutherschen Empörung samt seinem Orden der Päpstlichen Heiligkeit und der Kaiserlichen Majestät gehorsam erzeigen wolle“. „Es fehlt weder an schriftlichen noch an thatsächlichen Beweisen,“ meint Schlözer<sup>2</sup>, „welche hinlänglich darthun, daß Plettenberg inmitten der allgemeinen Gärung keinen Augenblick den Grundfäzen der katholischen Kirche ungetreu geworden ist. Das Beispiel des Markgrafen [von Brandenburg] hatte ihn nicht vermocht, sein altes Glaubensbekenntniß zu verläugnen.“

Dabei wird jedoch immerhin wahr sein, daß Plettenberg an erster Stelle als Regent und erst an zweiter als Katholik sich fühlte; daß das Heil und Wohl Livlands, für welches er die Verantwortung auf sich lasten fühlte, ihm dringender am Herzen lag als die Unversehrtheit der katholischen Kirche. Ohnehin scheint er über deren Gefährdung wohl ebenso wenig zur Klarheit durchgedrungen zu sein wie über die Natur der religiösen Neuerung überhaupt. Alles, was sich unter den gegebenen Verhältnissen den neuerungsfüchtigen Städtern gegenüber anwenden ließ, waren Vorstellungen zur Vernunft. Plettenberg hat es daran nicht fehlen lassen. Wichtig ist vor allem sein Brief an den Rath von Reval (8. März 1524):

---

Namen beim Hochmeister eine allgemeine Beschickung des seit dem 10. Mai 1512 begonnenen Lateran-Concils aus Preußen und Livland. Am 17. Januar 1515 verwendet er sich bei dem Hochmeister in Preußen für die Franziskaner in Livland, welche seit mehr denn 10 Jahren den Bau eines Klosters in Königsberg betrieben und dabei auf Hindernisse stießen. Er bittet den Hochmeister um Beförderung des guten Unternehmens. Index Corp. Historico Dipl. Livoniae II, Nr. 2602. 2672 (vgl. 2423).

<sup>1</sup> Corp. Hist. Dipl. Liv. II, XVI, Nr. 2061; nach Braßmann, Die Reformation in Livland S. 91.

<sup>2</sup> Verfall und Untergang der Hanse und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern S. 138. Ähnlich urtheilt in neuerer Zeit Schiemann (Rußland, Polen und Livland). Nur unbelehrbare Reformations-Enthusiasten gefallen sich noch darin, den berühmten Meister zu einem Gönner und geheimen Anhänger der Neuerung zu stempeln.

Den Erfamen, vorsichtigen und wolweisen unsern lieben getreuen Bürgermeistern und Ratmännern unseres Ordens Stadt Reval<sup>1</sup>

Meister zu Livland.

Unsern günstigen Gruß und gnädigen Willen zuvor! Ehrsame, vorsichtige und wolweise liebe Getreue, uns kommt bei, wie daß Ihr allein etliche Prediger habet, welche vielfältige lästerliche Worte auf den geistlichen Stand und sonderlich auf Mönche und Nonnen führen, deßgleichen daß die Bauern ihrer Herrschaft uuterthänig zu sein nicht pflichtig und schuldig sein sollen, woraus zu besorgen steht, daß auf die Länge [der Zeit] der achtbaren Ritterschaft Kinder, welche in den Klöstern sind, ihrer Freundschaft zu Schanden und Nachtheil, daraußgehen möchten und die Bauern ganz ungehorsam werden<sup>2</sup>. Das möchte dann denselben ganz disreputirlich („vordrecklich“) sein und nicht viel Gutes daraus erfolgen, dieweil als wir nicht von einem sondern von vielen glaubwürdig Bericht empfangen, daß durch alle deutschen Lande in keiner Stadt nächst Wittenberg der Lutherschen Lehre so geschwind als hier im Lande angehangen, auch nirgends so viel Neues angehoben und vorgenommen wird, was uns nicht wenig befremdet, und Ihr sothauere Veränderung des vorgehaltenen Gottesdienstes und löblicher christlicher Geseze vornehmet, wodurch wir am Hof und deßgleichen diese gemeine Lande in zukommenden Zeiten von Päpstlicher Heiligkeit und Römischer kaiserlicher Majestät, unsern allergnädigsten Herrn, möchten beschuldigt werden. Derhalben ist unser Begehr, daß Ihr Euch in diesen Sachen mäßiget und Euren Predigern befehlet, sich der lästerlichen und Schand-Worte auf geistliche Personen hinfürder zu enthalten, das Wort Gottes und heilige Evangelium also zu predigen und den Leuten vorzutragen, daß daraus Liebe, Eintracht, Friede und kein Aufruhr erwachse; deßgleichen daß die Unterthanen und Bauern nach der Obrigkeit ihren Muth stellen und dem sich fügen und nachgeben, was der allmächtige Gott so geordnet hat, und gegen ihre Herrschaft nicht ungehorsam oder entgegen werden. Datum Rügen, Dingsags nach Laetare Anno 1524.

Die dreiste Antwort des Rathes, der zum Beweis seiner Loyalität sich darauf steifte, daß er „dem Herrmeister wie dem Orden niemals den Gehorsam verweigert“, und der alle Schuld auf die Prälaten wälzte, hielt Plettenberg nicht zurück, in einem abermaligen Schreiben vom 19. April sich über die neu eingeführte „unförmliche Prädication“ zu beschweren und deren Abstellung zu verlangen. Auf die Klagen der Ritterschaft von Harrien und Wierland wegen der Drangsalirung und Beraubung der standhaften Dominikanermönche und die Beschüzung entlaufener Nonnen durch die Stadt Reval richtete Plettenberg 25. August 1524 an den dortigen Rath ein abermaliges Mahnschreiben: Durch eine Deputation

<sup>1</sup> Hansen, Aus Baltischer Vergangenheit (Reval 1894) S. 123 f.

<sup>2</sup> Ueber Spuren von Bauernunruhen in Esthland um 1525 vgl. Wienemann, Aus Livlands Luthertagen S. 54, Anm. 33.

der Ritterschaft von Harrien und Bierland habe er erfahren, wie den schwarzen Brüdern des Predigerordens in Reval Gewalt angethan worden sei. Die Bürger Revals hätten ihnen die Kleinodien geraubt, welche ein Geschenk der Ritterschaft von Harrien und Bierland seien, hätten sie gezwungen, den katholischen Gottesdienst in ihrem Kloster einzustellen und den lutherisch gesinnten Predigern die Predigt in demselben zu gestatten. Aus der Krypta unter dem Chor sei ein Büchsenhaus gemacht und darin so viel geschossen worden, daß das Gewölbe gedröhnt hätte, während oben die Mönche von ihren Widersachern gestäubt und geschlagen und zum Abfall von ihrem Glauben verlockt worden seien. „Ferner sind wir auch von gemeldeten Deputirten benachrichtigt worden, daß durch Curer Prediger Reden einige Jungfrauen aus dem Kloster herausgelockt und entlaufen sind, die sich dann zu ihrer Verwandten, Freunde, des ganzen gemeinen Adels und der Ritterschaft Schande verheiratet haben. Deswegen sind wir von gedachten Deputirten mit Fleiß angegangen worden, das Beste in dieser Sache wahrzunehmen, damit solche Uergernisse geändert und die Missethäter gestraft werden, da ihr Benehmen wider die gemeine göttliche Ordnung ist und sonst Streit daraus entstehen möchte.“ Der Meister verlangt daher Herausgabe der geraubten Kirchenkleinodien, Gewährung freien Gottesdienstes und ungestörte Seelsorge für die Mönche und die Fernhaltung der zudringlichen Stadtprediger vom Kloster. Die verlaufenen Klosterjungfrauen seien an die Aebtissin zurückzustellen; diejenigen, welche die Stadt aufgenommen, seien gebühlich zu strafen; den Predigern sei zu gebieten, daß sie die Jungfrauen und Mönche in ihren Klöstern unverlockt ließen, damit Zwietracht und Uneinigkeit verhütet und nicht erregt werde. Den schwersten Vorwurf gegen die Stadt, den dieses Schreiben enthält, hatte Plettenberg in die Worte gekleidet: „Dazu sollen sie [die standhaften Dominikaner] noch von den Curigen und von dem verlaufenen Mönch [dem Prediger Joh. Lange] gestäubt und geschlagen worden sein.“

Das Revaler Jungfrauenkloster, dessen Mitglieder meist den Adelsfamilien Esthlands entstammten, machte vorher wie nachher besonders viel von sich reden. Auf Unrathen des Bischofs von Reval<sup>1</sup> hatte die Oberin des Klosters bereits im Mai 1524 „all ihren Fleiß bei dem hochw. Herrn Meister als ihrem Landesheerrn, auch bei der ehrbaren und achtbaren

<sup>1</sup> Beiträge I, 192.

Ritterschaft in Harrien und Bierland verwendet und begehrt, daß sothane schwere Missethat nicht ungestraft bleibe, und weiterem Unrath und Aerger- niß, so hieraus entstehen möchte, zuvorgekommen werde“. Als Plettenberg im März 1525 in Reval einritt, um die Huldigung der Ritterschaft zu empfangen, erhob sich abermals wegen der entführten Nonnen ein heftiger Streit. Einer der ersten Führer des Adels, Hartwich v. Tiefenhausen, führte schwere Klage wider die Stadt. Hier war es, daß Plettenberg zum erstenmal der Neuerung ein Zugeständniß machte. Mit sichtlichem Widerstreben gewährte er zuletzt das Andringen der Stadt, daß Bürger, welche entwichene Nonnen geheiratet hatten, die Freiheit der Stadt genießen dürsten, bis richterlich über sie erkannt sein würde. Mit Rücksicht auf die Stimmung der Ritterschaft machte er jedoch kein Hehl aus seiner Befürchtung, daß „Ueberfall und Unsteuer“ daraus erfolgen könnten<sup>1</sup>.

Für die Unklarheit, welche übrigens in dieser Stadt wie innerhalb Livlands Grenzen überhaupt hinsichtlich der wahren Natur der religiösen Neuerung herrschte, ist die Antwort bezeichnend, welche noch mehrere Jahre später (20. April 1527) der Rath von Reval auf ein neues Mahnschreiben des Herrmeisters ergehen ließ: sie wollten keine neue Religion, auch nicht lutherisch sein, sondern nur eine Reinigung der alten Lehre. Auch auf dem Städtetag zu Bernau im December 1527 wollten die Vertreter der Städte nichts davon wissen, daß man ihre eigenmächtigen religiösen Ordnungen „als lutherisch“ bezeichne<sup>2</sup>.

War für die Hansestadt Reval der Ordensmeister rechtmäßiger Landesherr, so war es für Dorpat der Bischof, und Johann Blankensfeld ließ es an Thätigkeit wie Entschiedenheit nicht fehlen. Wohl vermochte er gegenüber dem Toben des durch schwärmerische Prädicanten aufgeheizten Pöbels nicht sofort durchzugreifen, um so mehr, da die Ritterschaft des Stiftes, auf die allein er sich hätte stützen können, sich recht unzuverlässig erwies; allein es gelang wenigstens, was in Riga und Reval nicht gelungen war, den katholischen Gottesdienst im Dom aufrecht zu erhalten und den Aufenthalt der Domherren in der Stadt zu ermöglichen.

Verwickelter waren die Verhältnisse in Riga, wo Erzbischof und Hochmeister in die Oberhoheit sich theilten. Die Initiative, gegen die Neuerung Schritte zu thun, mußte naturgemäß dem Erzbischof zufallen, was dann,

<sup>1</sup> Beiträge I, 194.

<sup>2</sup> „Derselbigen Sache halber, die sie [die kaiserl. Majestät] denn ‚lutherisch‘ nennen.“ Beiträge I, 366.

wie sehr immer derselbe herausgefordert worden war, alle Gehässigkeit wirklicher oder gefürchteter Repressivmaßregeln ausschließlich ihm allein zuzog. Plettenberg von seiner Seite sparte jedoch auch dieser mächtigen Stadt gegenüber ein vernünftiges und freundschaftliches Zureden nicht. Als die Stadt im November 1524 das Kapitel gezwungen hatte, die Domkirche zu schließen und den katholischen Gottesdienst abzustellen, hielt er dem Rathe vor, daß man so weit selbst in Wittenberg bis jetzt nicht gegangen sei. In der Schloßkirche zu Wittenberg bestehe die katholische Gottesdienstordnung noch in vielen Stücken unangetastet. Weiter als Wittenberg dürfe doch wohl auch Riga in den Neuerungen nicht gehen. Den Domherren, mahnte er, möge man wenigstens gestatten, bei geschlossenen Thüren ihren Gottesdienst zu halten. Allein sein Wort drang nicht durch.

Um das Uebel im Lande nicht ins Unerträgliche wachsen zu lassen, berief der kluge Regent eine Versammlung der Stände auf den 2. Juli 1525 nach Wolmar. Der ausgesprochene Zweck war, wie er bei der Eröffnung durch seinen Kanzler erklären ließ, „den Zwist im Lande beizulegen“. Die politische Einheit Livlands mußte um jeden Preis erhalten werden, und Plettenberg war daher geneigt, hinsichtlich religiöser Duldung die weitestgehenden Zugeständnisse zu machen, sofern nur die Rechtsordnung noch damit bestehen konnte. Schon sein äußeres Verhalten im Verlaufe dieses stürmischen Landtages enthüllte in dieser Beziehung sein politisches Programm. Die Stadt Riga hatte, ähnlich wie die neugläubigen Fürsten Deutschlands es thaten, ihren Vertretern bei der Ständeversammlung einen zelotischen Prädicanten zur Begleitung mitgegeben, um die Zusammenkunft der Stände als eine Gelegenheit zu confessioneller Propaganda auszunutzen. Dieser Prädicant war Sylvester Tegetmeyer, der sich Jahrs zuvor bei dem Bildersturm in Riga durch unrühmlichen Eifer hervorgethan hatte. Sein Tagebuch über die Vorgänge in Wolmar ist noch erhalten<sup>1</sup>, wenn auch in manchen Stücken nicht recht zuverlässig:

„Anno 25 des Dienstags vor Petri und Pauli [27. Juni] reisete ich mit den Gesandten derselben Stadt Riga nach Wolmar zum Landtage, welcher geschah auf Visitationis Mariae. Dahin kam ich auf Donnerstags, Petri und Pauli; an demselben Tage kam der Herr Meister W. Plettenberg auch dahin. Des andern Tages hub ich an zu predigen mit Erlaubniß des Herrn Meisters über das Evangelium Matth. 19: ‚Sehet, wir haben alles verlassen‘. Des Sonnabends predigte ich das Evangelium Matthäus: ‚Mein Haus ist ein Bethaus etc.‘...

<sup>1</sup> Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte XII (3. Heft), 504 f. Stimmen. LII. 4.

An diesem zweiten Tag ließ mich der Meister beschiden: ich möchte ja keinen Aufruhr anstiften; man sehe schon, wie die Bauern aufstünden gegen ihre Herren.

„Des Sonntags [2. Juli] wollten wir haben die deutsche Messe gesungen. Da schickte zu mir der Herr Meister den Schaffner: ich solle mich dessen enthalten; möchte wohl frei predigen, das könnten Se. Gnaden wohl leiden, die Messe aber könnte er noch nicht gestatten. Da hub ich an zu predigen des Sonntag Morgens. Danach gingen die Bischöfe zusammen in die Kirche [und] nach der Messe auf die Gildenstube. . . .

„Des Sonnabends nach Petri und Pauli [1. Juli] am Abend gegen 10 kam der Bischof von Konneburg [= Residenz des Erzbischofs von Riga] und der Bischof von Reval mit 200 Pferden. Der Bischof von Reval schrieb an den Herrn Meister des Freitags nach Petri und Pauli [30. Juni], er solle mich gefangen nehmen.

„Item Anno 25 am Mittag des Sonntags [2. Juli] predigte ich um 12 [Uhr] auch über das Evangelium de festo visitationis. Am Montag begann ich mit dem Propheten Jesaias und predigte alle Tage bis zum nächsten Sonntag.

„Am Mittwoch [5. Juli] wollte ich predigen. Da trat vor mir ein schwarzer Mönch auf, Dominici ordinis, der hub an: In nomine patris etc. Da begann das Volk zu knurren (tho kurrende). Da sprach ich zu ihm: ‚Bruder, steig ab, ich will erst nun predigen, predige du dann darnach.‘ Da sprangen die Hofleute [= Ritter] aus Harrien und Bierland auf mich los, der eine wies mir das Schwert, der andere die Faust, und sprachen: ‚Du Berräther, du Betrüger! Du willst uns noch um Land und Leute bringen. Deine Schalkheit soll jetzt aufhören. Pfui! Schande über dich!‘

„Da ging ich denn aus der Kirche nach St. Antonius Kirchhof und ließ das Volk im weiten Felde stehen und predigte über: ‚Was soll mir die Vielheit eurer Opfer?‘ Jf. 1. Des andern Tags wollte ich da wieder predigen, da beschickte mich der Herr Meister dreimal durch die Ritterschaft: ich solle mich des Sermons enthalten einen Tag oder zwei, bis daß sie zusammen kämen zur Verhandlung [d. h. nach Beendigung der Einzelberatungen der verschiedenen Stände unter sich, zu gemeinsamer Beschlußfassung]. Ich wollte gleichwohl des Donnerstags [6. Juli] gepredigt haben, aber die ‚Schwarzen Häupter‘ (berühmte Handwerker-Gilde) hielten Versammlung; darum unterblieb es. Da erhielt ich fort wieder Erlaubniß zu predigen von dem Herrn Meister in der Kirchen.

„Item des Sonntags Morgens nach Visitationis [9. Juli] wollte der Bischof wegreisen. Da beschickte mich der Bischof von Dorpat, Blankenfeld, durch Wolfgang Loß: ich möchte doch bei Sr. Gnaden erscheinen oder mit Herrn Wilhelm Titten ihm folgen nach Konneburg; er wolle mit vier Pferden bei mir bleiben. Darauf ich ihm antwortete, ich wolle zu ihm kommen nach Treyden, wenn er mir mit seiner Hand schreibe.“

Die gleichzeitigen Berichte Vohmüllers, des lutherischen Stadtschreibers von Riga, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Predigten Tegetmeyers großen Anstoß erregt haben und wirklich recht bedenklichen Inhaltes waren.

Es zeigte sich gerade da, daß Livland in seiner großen Mehrheit doch noch katholisch war. Freilich wird derjenige, welcher am 5. Juli den Hefprediger aus den Händen der erzürnten Ritter befreite, Marc Haen, als „ein guter Evangelischer“ bezeichnet und zugleich als ein solcher, der „in des Meisters Diensten“ stehe. Dem Meister ging es also mit seiner nächsten Umgebung nicht besser als zwei Jahre zuvor dem Erzbischof Jäzper von Riga.

Für des Meisters innere Politik bezeichnet der Tag von Wolmar im Juli 1525 einen wichtigen Umschwung. Bis dahin stand er in nächster Fühlung mit Rittern und Städten gegen die Prälaten. Jetzt aber galt es für ihn, den Neuerungsbestrebungen der Städte, welche den ganzen Rechtsbestand umzustürzen drohten, eine Hemmkette anzulegen. Dorpat, das wieder seine Klagen gegen den Bischof vorbringen wollte, wurde ernst zurechtgewiesen. Ohne Vorwissen der Städte schloß der Meister im Namen des Ordens mit den Bischöfen und Ritterschaften ein Bündniß von sechs Jahren<sup>1</sup>.

Der Orden, die Ritterschaften und Prälaten verbürgten sich gegenseitig ihre Rechte und Besitzungen. Die gemeinen Stände dieser Lande sollten verbunden sein, den einen Stand durch den andern in seinen Rechten, Privilegien, Herrlichkeiten und Besitz unvergewaltigt zu lassen. Was die Städte sich widerrechtlich angeeignet hatten, sollte richterlicher Erkenntniß anheimgestellt werden.

„Es geschehe kein Aufruhr, Neuerung oder Veränderung weiter in den Landen vor dem nächstkünftigen Concilio, so von kaiserlicher Majestät und den gemeinen Ständen des römischen Reiches gehalten wird.

„Keine Sachen soll der eine wider den andern mit Frevel vornehmen, ohne des Rechtes untereinander zu gebrauchen. So jemand dawider handelnd befunden wird, soll er von den gemeinen Ständen des Bundes gerichtet und gestraft werden. . . .

„Domkirchen, Jungfrauen- und Mönchsklöster<sup>2</sup>, die jetzt unterhalten werden, sollen bei ihrem Gottesdienst, Besitz und Gebräuchen nach dem Alten bleiben.

<sup>1</sup> Vgl. Wienemann a. a. O. S. 55 ff.

<sup>2</sup> Wirklich sind trotz der fortschreitenden Glaubensneuerung mehrere livländische Klöster noch auf Jahrzehnte der Kirche erhalten geblieben: so das Minoritenkloster zu Wesenberg, das 1526 nach einem Brande neu aufgebaut, aber 1558 von den Russen zerstört wurde (Beiträge zur Kunde Esth-, Liv- und Kurlands I, 317), die Cistercienserklöster von Pabis (Diocese Reval) und Falkenau (Diocese Dorpat), die 1555 noch zurecht bestehen (Mittheilungen aus der Livländischen Geschichte V, 384), vor allem aber das adelige Jungfrauenkloster zur hl. Magdalena bei Riga. Hier

„Die Jungfrauen, die aus den Klöstern gegangen oder noch gehen werden, sind ihren Oberinnen zu überantworten, und wer sich unterstünde, dieselbigen Jungfrauen zu sich zu nehmen und im ehelichen Stande zu vermählen, soll nach Erkenntniß der Stände dieser Lande ohne Gnade gestraft werden.

„Die Kleinodien der Kirchen, die jetzt in weltlichen Verwahr genommen sind, haben zum Erkenntniß der Stände dieser Lande unverrückt und unverändert zu stehen.“

Zu dieser Uebereinkunft wurde auch den Städten der Beitritt offen gehalten. Da sie sich weigerten, zuzustimmen, wurde auch ohne sie der Landtagsrecess abgefaßt und unterschrieben. Sie erhoben lebhaften Protest, aber es half ihnen nichts. „Dazu der Herr Meister gesprochen: Die Lande müssen in Eins sein. Warum seid ihr es nicht mit eingegangen?“

gelang es der ebenso klugen wie energischen Oberin, Alid v. Wrangel, nicht nur den gesamten äußern Besiß des Klosters unverlezt zu erhalten, sondern auch bei ihren Untergebenen den Ordensgeist zu bewahren. Erst unter ihrer Nachfolgerin, Elisabeth v. Dönhoff, seit etwa 1550, begannen die Aergernisse und Abfälle. Gleichwohl wurde das Kloster mit seinen Gütern in der Hand der treu gebliebenen Nonnen erhalten. Als sie längst keinen Priester mehr hatten, wurde von Zeit zu Zeit eine der Nonnen, Dthilia, nach dem 40 Meilen von Riga entfernten Hafenpoth in Kurland geschickt, wo noch ein einziger hochbetagter Ordenspriester am Leben war. Ihm überbrachte sie die schriftlichen Beichten der Nonnen, erhielt von ihm (auf Grund einer damals noch vertretenen irrthümlichen theologischen Meinung) für alle die Absolution, eine entsprechende Anzahl consecrirter Hostien und eine weitere Anzahl zur Aufbewahrung und Anbetung. Nach dreitägiger Vorbereitung mit Fasten und einer rührenden Feierlichkeit am Altare speisten sich dann die Nonnen selbst. Als König Stephan Bathori von Polen nach der Eroberung Livlands 1582 nach Riga kam und das Kloster besuchte, hatte dieses seinen ganzen Besißstand gewahrt, aber nur noch drei der Nonnen waren am Leben. Die eine von ihnen, Anna Topel, hatte ein Alter von 130, die beiden andern, darunter die frühere Botin Dthilia, von über 100 Jahren erreicht. Die letzte Ueberlebende, Anna Netken, starb umgeben von allen Tröstungen der Religion am 8. Januar 1591 (*Gretseri Opp.* XII [Ratisb. 1741], 2, 182). — Dagegen hatten die drei Klöster der Dominikaner, Franziskaner-Observanten und Conventualen in Riga geräumt werden müssen. Auch die Dominikaner in Reval, die große Standhaftigkeit zeigten, sahen sich schweren Quälereien ausgesetzt. Auf die Verlockungen zum Abfall hin erklärten sie einmüthig, lieber das Kloster zu räumen, als den Orden zu verlassen. Nachdem Prior, Subprior und Procurator eine Zeitlang im Gefängniß geschmachtet, wurde der ganze Convent zur Auswanderung nach Bornholm gezwungen (Miththeilungen aus der Livländischen Geschichte IV, 290 ff.).

(Schluß folgt.)

Otto Püül S. J.

## Des Alleluja Leben, Begräbniß und Auferstehung.

Alleluja eröffnet in reichen, freudigen Weisen am Karfreitag die Osterzeit, ist Thema und Grundaccord für das nun folgende Jubeln und Jauchzen zu Ehren des Neuerstandenen. Sabbatum Paschae, so sagt die alte Regula magistri, claudit tristitiae ieiunia, aperit laetitiae Alleluia, „schließt die Fasten der Trauer, eröffnet das Alleluja der Freude“. Nach altchristlicher Auffassung feiert das Alleluja gleichsam selbst seine Auferstehung, nachdem es im Anfange der Fasten als trauer Freund verabschiedet, ja beerdigt worden. Was alte Quellen uns darüber melden, dürfte in mancher Hinsicht ein weiteres Interesse beanspruchen.

Seiner Grundbedeutung nach ist Alleluja oder Hallelu-jah — Lobet Jahve! eine Aufmunterung zum Lobpreis des Herrn. So erklären es alte Interpreten<sup>1</sup>, wie Augustinus, Hieronymus u. a., an verschiedenen Stellen. Thatsächlich verbanden die Christen mit dem beliebten, hochverehrten Worte einen weitem Begriff. Statt einer Blüthenlese von Belegstellen, die nicht uninteressant, aber hier zu weit führend wäre, genüge die eine Zusammenfassung, welche der berühmte Liturgiker Wilhelm Durandus, Bischof von Mende (geb. um 1230), in seinem klassischen Rationale bietet: „Das Alleluja ist ein Freudengesang, der von Engelsmund vernommen wird, wie die Apokalypse (Kap. 19) berichtet“; es ist „ein Loblied der Engel, kurz an Worten, aber einen gewaltigen Jubel bergend und zum Jubiliren ermunternd“; „ein Wort, welches mehr andeutet als ausdrückt die unaussprechliche Freude der Erdenpilger, die Freude der Engel und Menschen, welche in ewiger Seligkeit frohlocken“<sup>2</sup>. Was alles man mit dem einen geheimnißvollen Worte zu sagen dachte und wünschte, beleuchten einigermaßen die mancherlei Etymologien der einzelnen Silben, wie man sie ergiebigst versucht und dann gern den großen Kirchenlehrern zugeeignet hat. Dieselben sind natürlich weniger als wissenschaftlicher Ernst, denn als mehr oder minder geistvolle, kindlich fromme Spielereien zu nehmen. Zum Verständniß derselben ist der lateinische Urtext ins Auge zu fassen. Einige von ihnen hat der eben erwähnte Durandus gesammelt<sup>3</sup>:

Augustinus sic exponit: Al id est saluum, le i. e. me, lu i. e. fac, ia i. e. [Jahve] Domine.

Hieronymus sic: Alle i. e. cantate, lu i. e. laudem, ia i. e. ad [Jahve] Dominum.

Augustinus erklärt so: Al heißt Heil, le heißt mich, lu heißt mache, ia heißt Herr.

Hieronymus also: Alle heißt Singet, lu heißt Lob, ia heißt zum Herrn.

<sup>1</sup> Aug., In psalm. 104. Hieron., Ep. 26: Alleluia exprimitur Laudate Dominum. Ia quippe apud Hebraeos unum de 10 Dei nominibus est.

<sup>2</sup> Durandus, Rationale div. off. (Lugduni 1574) lib. IV, cap. 20, 1—3.

<sup>3</sup> Durandus l. c. p. 4.

Gregorius sic: Alle i. e. pater, lu  
i. e. filius, ia i. e. spiritus sanctus.

Vel: Alle i. e. salus, lu i. e. lux,  
ia i. e. vita.

Gregorius so: Alle heißt Vater, lu  
heißt Sohn, ia heißt Heiliger Geist.

Oder: Alle heißt Heil, lu heißt Licht,  
ia heißt Leben.

Eine Hymnenerklärung vom Jahre 1513<sup>1</sup>, die gewöhnlich dem Humanisten Jakob Wimpheling zugeschrieben wird, bietet die gleichen Erklärungen, weist aber obendrein die zuletzt erwähnte Wortdeutung dem hl. Ambrosius zu und macht so die Zahl der vier großen Kirchenlehrer vollständig. Ähnlicher Art ist jene Etymologie, die vom Magister Petrus Antisiodorensis herkommen soll und die auf die Osterzeit Rücksicht nimmt<sup>2</sup>:

Al i. e. altissimus, le i. e. levatus  
est in cruce, lu i. e. lugebant apostoli,  
ia i. e. iam surrexit.

Al heißt der Höchste, le: ist erhöht  
worden am Kreuze, lu: es trauerten die  
Apostel, ia: schon ist er erstanden.

Solche Beispiele ließen sich um ein beträchtliches vermehren. Sie erinnern an die Deutungen, welche mit dem bekannten Monogramm IHS verbunden wurden, und bekunden das Interesse und die Ehrfurcht, deren sich die Osterantiphon erfreute.

Besondere Hochachtung schien Alleluja beanspruchen zu müssen, weil es in den Lauten der hebräischen Sprache erklang. So hebt der hl. Isidor von Sevilla<sup>3</sup> eigens hervor, das Alleluja sei in der Sprache der Kirche derart geheiligt, daß weder Griechen noch Lateiner noch andere Völker gewagt hätten, es in ihre Sprache zu übersetzen. Die Apostel selbst hätten es ja nicht in ihren Schriften übertragen und seinen Sinn uns erschlossen, damit in der gleichen Weise wir auf Erden sprächen, in der die Heiligen des Himmels das Lob Gottes singen. Ähnlich lautet die Erklärung des Abtes Rupert von Deuz<sup>4</sup>: „Es ist ein fremdes, ungewohntes Wort, um die ungewohnte Freude zu bezeichnen, die unser im himmlischen Jerusalem harret.“ Es galt als „ein der zukünftigen Herrlichkeit ganz eigenthümliches Wort“, Alleluia futurae beatitudinis quasi proprium est vocabulum, als ein „Tropfen von Himmelswolke“, stillicidium gaudii caelestis.

Derartige Erklärungen mag man beurtheilen, wie man will. Jedenfalls erfreute sich das Alleluja als ein Lob- und Jubellied der Himmelsbürger, an dem den Erdenpilgern schon im voraus einiger Antheil verstattet war, von den ältesten Zeiten an selbst im Privatleben der Gläubigen einer besondern Beliebtheit und Verehrung. Schon Tertullian<sup>5</sup> berichtet, daß eifrige Christen ihren Privatgebeten das Alleluja anzureihen pflegten: diligentiores in orando subiungere in orationibus Alleluia solent. Der hl. Hieronymus<sup>6</sup> preist in einem Briefe an Marcella die frommen Landleute und Handwerker, welche zur Vinderung der

<sup>1</sup> Hymni de tempore et de sanctis (Argentin. 1513) fol. 53 a.

<sup>2</sup> Durandus l. c. p. 4.

<sup>3</sup> Isidorus, De div. off. lib. I, cap. 13.

<sup>4</sup> Rupertus abbas Tuitiensis, De div. off. (1135) lib. I, cap. 35.

<sup>5</sup> Tertull., De oratione cap. 27.

<sup>6</sup> Hieron., Ad Marcellam ep. 18.

Last und Mühe bei der Arbeit Alleluja sangen: quocumque te verteris, arator stivam tenens Alleluia decantat. Fromme Mütter setzten nach dem Berichte des gleichen Gewährsmannes ihre Freude darein, ihre Kleinen zu gewöhnen, daß das erste Vallen der Zunge Alleluja war: ut parvula adhuc lingua balbutiens Christi Alleluia resonaret. Von Sidonius Apollinaris<sup>1</sup> erfahren wir, wie die Ufer und Gestade seines Landes widerhallten vom Alleluja, dem ermunternden Ruderlied waderer Schiffer: Responsantibus Alleluia ripis | Ad Christum levat amnicum celeusma. Es erinnert das an das schöne Wort Augustins<sup>2</sup>: Sit nostra tutela Christi gratia, celeusma nostrum dulce cantemus Alleluia, „Last uns anstimmen als unser Ruderlied das süße Alleluja.“ Christlichen Soldaten war Alleluja Parole und Schlachtruf, wie von den Bretonen berichtet wird, daß sie unter Führung des hl. Germanus von Auxerre im Jahre 429 den sogen. „Alleluja-Sieg“ über die Pitten und Schotten davontrugen<sup>3</sup>. „Alleluja, der Herr ist erstanden“ war nach der Tradition die gegenseitige Begrüßungsformel der Christen am Ostermorgen.

Seinen eigensten Platz aber hatte und hat das Alleluja in der kirchlichen Liturgie. Ein klassisches Zeugniß hierfür, das unbegreiflicher Weise nach der Ansicht mehrerer Gelehrten obendrein ein Beweis für das Alter der sogen. Jubilationen sein soll, ist folgende Stelle Cassiodors. Letzterer nennt es beachtenswerth, daß der Psalm 104 mit Alleluja eingeleitet werde. Nachdem er dieses Wort mit Berufung auf Hieronymus als „Lobet den Herrn“ erklärt hat, fährt er fort:

Novus plane titulus (sc. Alleluia) et dicti ipsius brevitate conspicuus. Hoc ecclesiis votivum, hoc sanctis festivitatis decenter accommodum. Hinc ornatur lingua cantorum; istud aula Domini laeta respondet, et tamquam insatiabile bonum tropis semper variantibus innovatur. Et ideo exspectanda sunt suavia dicta psalmodum, quibus tam dulcis praeco praemittitur<sup>4</sup>.

Ein ganz neuer (Psalmen-) Titel und schon durch die Kürze des Ausdrucks hervorstechend. Dieses (Alleluja) ist den Kirchen beliebt, ist eine passende Zierde für heilige Festlichkeiten. Hiermit schmückt sich die Zunge der Sänger; das Haus des Herrn hallt es in heiterem Echo wider, und als wäre es ein Gut, das man nimmer satt wird, erschallt es in stets verschiedenen Weisen immer aufs neue. Daher sind süße Worte in jenen Psalmen zu erwarten, denen ein so süßer Herold vorausgeschickt wird.

Im reichsten Maße kam das Alleluja zur Anwendung im Morgenlande, wo es zunächst aus dem Ritus der Juden übernommen wurde. Bei den Griechen wird es sogar während der Fastenzeit nicht eingestellt und ins Todtenofficium eingefügt<sup>5</sup>.

<sup>1</sup> Sidonius Apoll., Epistol. lib. II, ep. 11.

<sup>2</sup> Aug., De cantico nov. cap. 2.

<sup>3</sup> Cf. Beda, Hist. gent. Anglorum lib. I, cap. 20.

<sup>4</sup> Cassiodorus, Expos. in psalm. 104. Migne, PP. lat. LXX, 741 sq.

<sup>5</sup> Cf. Goar, Euchologium p. 205 et 526.

In den Kirchen des Abendlandes hingegen wahr es mehr seinen Charakter als Freuden- und Jubellied, das daher für die Zeit der Buße und Trauer nicht paßt. Ursprünglich beschränkte sogar die römische Kirche dessen Gebrauch einzig auf die Zeit des eigentlichen Jubels, die frohe Osterzeit<sup>1</sup>, und räumte ihm erst später einen weitem Raum ein. Freilich berichtet unter andern der hl. Hieronymus<sup>2</sup>, daß z. B. bei der Begräbnißfeier Fabiolas „Psalmen ertönten und die vergoldeten Kuppeln der Tempel widerhallten vom weithin schallenden Alleluja“. Gleiches war früher bei Leichenfeierlichkeiten in der Kirche Frankreichs der Fall, wie bei den Holländern<sup>3</sup> anläßlich der Lebensbeschreibung der hl. Radegunde zu lesen ist. Ferner findet sich im Todtenofficium des mozarabischen Ritus das Alleluja. Solche Erscheinungen sind jedoch vereinzelt, und es ist daraus gewiß nicht mit Durandus zu folgern, Alleluja sei auch Trauergefang gewesen; vielmehr erklären sich dieselben ganz einfach aus der echt christlichen Auffassung, der dies obitus, der Todestag frommer Christen, sei der dies natalis für die wahre himmlische Heimat, somit ein Freudentag.

Einzig mit der ersten Zeit, die dem Gedächtniß an das bittere Leiden unseres Herrn und somit an die Quelle dieses Leidens, unsere Sünden, gewidmet ist, ließ sich der Jubelruf nicht passend vereinen. Daher mußten sich die Christen, ob lieb oder leid, von dem trauten Freunde Alleluja — so saßen sie es auf, wie sich gleich noch deutlicher zeigen wird — auf einige Zeit verabschieden. Das tempus alleluaticum wurde mit dem Sonntag Septuagesima geschlossen; die gaudia alleluatica mußten weichen; das Alleluja wurde „abgestellt, geschlossen, aufgehängt, entlassen, beerdigt“, deponitur, clauditur, suspenditur, dimittitur, sepe litur, wie es in verschiedenen Ritualien heißt. Dieser Brauch wird seinem Wesen nach auf eine Anordnung Papst Gregors d. Gr. zurückgeführt; sicher war er in Deutschland herrschend seit der Synode von Aachen (817). Betreffs des Zeitpunktes, mit dem das Alleluja verstummte, herrschte anfangs Verschiedenheit, da einige mit der ersten Vesper, andere mit den Laudes, andere mit der zweiten Vesper das Alleluja aufhören ließen<sup>4</sup>. Alexander II. bestimmte die erste Vesper.

Durandus erinnert in seinem Rationale<sup>5</sup> an die nähere Begründung, welche Papst Leo gegeben: „Wir stellen deshalb das Alleluja ein, welches die Engel singen, weil wir durch die Sünde des alten Menschen von der Gesellschaft der Engel ausgeschlossen sind und im Babel dieses jammervollen Erdenlebens dasitzen an den Bächen und weinen beim Gedenken jenes Sions, in dem Gott dieses Loblied gebührt.“ Eine Handschrift des 13. Jahrhunderts aus dem Kloster Füßen<sup>6</sup> enthält die Bemerkung: „Wie die Söhne Israels im fremden Lande

<sup>1</sup> Cf. *Sozomenus*, Hist. eccl. VII, 19.

<sup>2</sup> *Hieron.*, De morte Fabiolae ep. 77.

<sup>3</sup> Acta SS., Aug. III, 83.

<sup>4</sup> Vgl. *Winterim*, Denkwürdigk. V, Abth. 1, 171.

<sup>5</sup> *Durandus* l. c. lib. VI, cap. 24, 17.

<sup>6</sup> Setzt in der Maininger Bibliothek, mit der Aufschrift *Breviarium chori Augustani*, obgleich es eigentlich nur ein ausführliches Directorium ist. Siehe F. A. Hoeyndt, Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bisthums Augsburg (Augs-

ihre Harfen an den Weiden aufhängen, so müssen wir den Jubelgesang, d. h. das Alleluja, zur Zeit der Trauer, die aus dem Bußgeist hervorgeht, in gewollter Bitterkeit des Herzens vergessen.“ Sehr schön ist diese Gesinnung, sowie die vorhin geschilderte Verehrung, die dem Alleluja gezollt wurde, in einem eigenen Hymnus zum Ausdruck gebracht. Derselbe entstammt mindestens dem 10. Jahrhundert und verdient mit Recht die Note des Abtes Branden von St. Gallen: „Ein alter, aus dem Herzen geschriebener Hymnus“, *hymnus antiquus ut corde natus*. Er lautet im Hymnar der Abtei Moissac im südlichen Frankreich, einer Handschrift des 10. Jahrhunderts<sup>1</sup>:

- |                                                                                                                                                                       |                                                                                                                                                                                              |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Alleluia, dulce carmen,<br/>vox perennis gaudii,<br/>Alleluia laus suavis<br/>est choris caelestibus,<br/>Quod canunt Dei manentes<br/>in domo per saecula.</p> | <p>1. Alleluja, Lied der Freude,<br/>Stimme süß und wunderbar,<br/>Alleluja tönt der holde<br/>Chorgesang der Engelschar,<br/>Den sie singet in der Wohnung<br/>ihres Gottes immerdar.</p>   |
| <p>2. Alleluia laeta mater<br/>concinis Ierusalem,<br/>Alleluia vox tuorum<br/>civium gaudentium,<br/>Exsules nos flere cogunt<br/>Babylonis flumina.</p>             | <p>2. Alleluja singst du, freud'ge<br/>Mutter Salem, und mit dir<br/>Jauchzen Alleluja deine<br/>frohen Bürger, aber wir<br/>Sitzen an den Wasserbächen<br/>Babylons voll Trauer hier.</p>   |
| <p>3. Alleluia non meremur<br/>nunc perenne psallere,<br/>Alleluia nos reatus<br/>cogit intermittere;<br/>Tempus instat, quo peracta<br/>lugeamus crimina.</p>        | <p>3. Alleluja, nicht verdienen<br/>wir's zu singen, laßet ruhn<br/>Alleluja, denn gekommen<br/>ist die Zeit der Buße nun,<br/>Das Vollbrachte zu beklagen,<br/>unser sündenvolles Thun.</p> |
| <p>4. Unde supplices precamur<br/>te, beata Trinitas,<br/>Ut sinas nobis videre<br/>pascuale mysterium,<br/>Quo tibi laeti canamus<br/>Alleluia perpetim.</p>         | <p>4. O erhöre unser Flehen,<br/>heilige Dreifaltigkeit,<br/>Halt, die Ostern dort zu feiern,<br/>deinen Himmel uns bereit,<br/>Wo wir hoch erfreut dir singen<br/>Alleluja allezeit.</p>    |

burg 1889) S. 23 Anm. — Sicut filii Israel in terra aliena suspenderunt organa sua in salicibus, ita nos vocem exsultationis, i. e. Alleluia, in tempore afflictionis nostrae, quae de paenitentia procedit, in amaritudine spontanea oblivisci debemus.

<sup>1</sup> *Dreves*, *Analecta hymnica* II, 41. Die zwei letzten Zeilen der vierten Strophe entnahm ich der bessern Lesart eines Rheinauer Codex vom angehenden 11. Jahrhundert. — Fälschlich meint John Julian in seinem *Dictionary of Hymnology*, die älteste Fassung dieses Hymnus sei in drei Handschriften des Britischen Museums vom 11. Jahrhundert; noch irriger *Neale*, *Mediaeval Hymns* (London 1867) p. 82: Various reasons render it probable, that the following hymn is not earlier date, than the thirteenth century. Die Uebersetzung ist von *Lebrecht Dreves*.

Vergleicht man den Inhalt dieses interessanten, weit verbreiteten Hymnus mit den vorausgeschickten Bemerkungen, so ist es klar, daß er für jenen Tag bestimmt war, an dem vom Alleluja Abschied genommen wurde. Nicht nur trägt er in dem erwähnten Hymnar die Aufschrift: Hymnus in Septuagesima, er findet sich in einer liturgischen Handschrift des 13. Jahrhunderts, die für die Kirche von Augerre bestimmt war, sogar als Theil eines eigenen Officium alleluaticum. Dieses führt uns zur nähern Betrachtung der Art und Weise, wie das Alleluja eingestellt wurde.

Für den streng römischen Ritus gilt die sehr sinnvolle, aber mehr einfache Anordnung: Deponitur in Septuagesima Alleluia bis eo cantato et repetito in fine primarum vesperarum Dominicæ ex decreto Alexandri II, wie es im Micrologus heißt. Bevor jedoch dieser jetzt geltende Brauch einheitlich zur Ausübung kam, wurde in manchen Kirchen, namentlich des Südens, das Alleluja mit großem Jubel, magno cum gaudio, verabschiedet oder unter Trauerceremonien, cum gemitu et suspirio, gleichsam begraben<sup>1</sup>. In kindlich frommer Klage heißt es auf Septuagesima in einem Gebetbuch des 15. Jahrhunderts: „Gestern durften wir noch das jubelreiche Alleluja singen und es wie zum letzten Lebewohl oft und oft wiederholen“, heri licebat nobis iubilosum Alleluia cantare frequentiusque valedictione quadam itidem saepius frequentare<sup>2</sup>. Man schied eben vom Alleluja, wie Durandus bemerkt, wie von einem „lieben Freunde, den wir vor Antritt einer langen Reise oftmals umarmen und auf Mund und Stirn und Hand küssen“.

In der Augsburger Diöcese wurde nach einem Diurnale vom Jahre 1584 die erste Vesper von Septuagesima mit besonderer Feierlichkeit gehalten. Alle Psalmen erhielten als Antiphon drei oder vier Alleluja. Als Hymnus wurde gesungen eine Sequenz, die ursprünglich für Epiphanie bestimmt war: Cantemus cuncti melodum Alleluia. Jede Zeile dieser Sequenz wurde mit einfachem, die Dogologie mit sechsfachem Alleluja beschloffen. Die Antiphon zum Magnificat lautete:

Hymnum cantate nobis de canticis Sion. — Quomodo cantabimus canticum Domini in terra aliena, Alleluia? Septuaginta annis super flumina Babylonis sedimus et flevimus, dum recordaremur Sion; ibi suspendimus organa nostra, Alleluia<sup>3</sup>.

Singt uns einen Hymnus aus den Liedern Sions. — Wie sollen wir singen in fremdem Lande das Lied des Herrn, das Alleluja? Siebzig Jahre saßen wir an den Wassern Babylons und weinten beim Andenken Sions; dort hingen wir auf unsere Harfen, das Alleluja.

<sup>1</sup> Durandus l. c. lib. VI, cap. 24, 18.

<sup>2</sup> Cf. Daniel, Thes. hymnol. IV, 152.

<sup>3</sup> Vgl. Schoenck a. a. O. S. 205 f. Beachtung verdient die hier und sonst öfters wiederkehrende Erwähnung der „70 Jahre“ in Babylon als Anspielung auf Dominica LXX. — Zum Ausdruck Suspendimus organa nostra, Alleluia vergleiche man den Ausdruck Branders in Sequentiarum catalogo: Sabbato, quo Alleluia suspenditur.

So bedeutend dieser Ritus an Festlichkeit vom jehigen absticht, ebensosehr stand er hinter der Abschiedsfeierlichkeit in andern Kirchen zurück. Vorhin wurde auf ein eigenes *Officium alleluaticum* der Kirche von *Nuxerre* hingewiesen. Dasselbe umfaßte nicht nur die erste Vesper, sondern auch die *Matutin* nebst *Laudes*. Die *Antiphon* der ersten Vesper war ein dreifaches *Alleluja*; als Hymnus diente das schon mitgetheilte *Alleluia dulce carmen*. Zum *Magnificat* lautete die *Antiphon*:

*Mane apud nos hodie, Alleluia, Alleluia, et crastina die proficisceris, Alleluia, Alleluia, Alleluia; et dum ortus fuerit dies, ambulabis vias tuas, Alleluia, Alleluia, Alleluia.*

Darauf das Gebet:

*Deus, qui nos concedis Alleluaticis cantici deducendo sollempnia celebrare, da nobis in aeterna beatitudine cum sanctis tuis Alleluia cantantibus perpetuum feliciter Alleluia posse decantare. Per Dominum etc.*

bleibe heute noch bei uns, *Alleluja, Alleluja*, und morgen magst du verreisen, *Alleluja, Alleluja, Alleluja*; wenn der Tag angebrochen ist, magst du wandeln deine Wege, *Alleluja, Alleluja, Alleluja*.

Gott, der du uns gestattest, die Verabschiedung des *Alleluja* festlich zu begehen, verleihe uns, daß wir einst in der ewigen Seligkeit mit deinen *Alleluja* singenden Heiligen das ewige *Alleluja* glücklich singen dürfen. Durch unsern Herrn u. s. w.

Die naive fromme, gemüthvolle Personification tritt in der *Magnificat-Antiphon* schon deutlich zu Tage; sie zieht sich weiterhin durch alle *Responsorien* und *Versikel* der drei *Nocturnen* und durch die *Antiphonen* zu den *Laudes*. Nur einzelnes sei hervorgehoben:

**R. 1.** *Alleluia dum praesens est, invitant illam, et desiderant illam, dum se eduxerit; et in perpetuum coronata triumphat ante Dominum Alleluia.* — **V.** *In amicitia illius delectatio bona, quoniam immortalis est in conspectu illius.*

**R. 3.** *Alleluia, sola tenes principatum in conspectu Domini; propterea revertere in thesauros tuos; te benedicant angeli, quia placuisti Domino, Alleluia, Alleluia.*

**R. 4.** *Angelus Domini bonus comitetur tecum et bene disponat itinera tua, ut iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, Alleluia.* — **V.** *Multiplacentur a Domino anni tui; per viam sapientiae incedas, ut iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, Alleluia.*

**A.** *ad Laudes: Omnes sumus siti- entes Alleluia, Alleluia.*

Weilt *Alleluja* bei uns, ladet man es ein, und vermißt es, wenn es sich entzogen hat; auf ewig gekrönt triumphirt *Alleluja* vor dem Herrn. — In seiner Freundschaft ist gute Wonne, da es unsterblich ist vor dem Herrn.

*Alleluja*, du allein bist bevorzugt vor dem Herrn; kehre deshalb heim zu deinen Schätzen; dich mögen segnen die Engel, da du dem Herrn wohlgefällst, *Alleluja, Alleluja*.

Der gute Engel des Herrn sei dein Begleiter und verschaffe dir eine gute Reise, damit du mit Freuden wieder zu uns heimkehrst, *Alleluja, Alleluja*. — Es verdopple und mehre der Herr deine Jahre; wandle den Weg der Weisheit, damit du mit Freuden u. s. w.

Alle dürsten wir nach dem *Alleluja, Alleluja*.

Die Psalmen der drei Nocturnen wurden, wie in der festlichen Osterzeit, unter einer Antiphon, und zwar dem Alleluja, zusammengefaßt. Den Höhepunkt erreichte das Jubeln und das *valedictione quadam saepius frequentare* des Alleluja im Psalm *Laudate Dominum*. Mit Alleluja eingeleitet, wurde der erste Vers mit einem Alleluja abgeschlossen, der zweite mit zwei, und so regelmäßig steigend voran, bis schließlich der Psalm in einem 28fachen Alleluja verklang. Gewiß genug des Guten. Nachdem noch einmal der Hymnus „Alleluja, Lied der Freude“ ertönt und an Gott die Bitte wiederholt war, einstens „das ewige Alleluja glücklich singen zu dürfen“, war der Abschied auf frohes Wiedersehen am Ostermorgen vollendet.

Doch nicht nur der Priester, in stiller Privatandacht oder im Chöre der Kirche, sollte so die Abschiedsfeier des Alleluja festlich begehen; auch das Volk erhielt in seiner Art Antheilnahme, wobei freilich die Gefahr, vom Volksthümlichen ins Bizarre und Niedrige zu verfallen, nahe lag. Das 15. Statut in einer Agende für die Kirche von Toul lautete im 15. Jahrhundert folgendermaßen: „*Sepelitur Alleluia*, Das Begräbniß des Alleluja. Am Samstag vor Septuagesima versammeln sich während der Non alle Chorknaben in der großen Sakristei und rüsten sich zum Begräbniß des Alleluja (*sepulturam Alleluiae*). Nach dem letzten *Benedicamus* treten sie hervor mit Kreuzen und Fackeln und Weihwasser und Weihrauchsfässern; sie tragen einen Katafalk wie bei einem Leichenbegängniß, ziehen durch den Chor und gehen unter Wehklagen (*ululantes*) zum *claustrum* bis an den Ort, wo das Begräbniß stattfindet. Dort besprengt jeder zweite der Chorknaben das Alleluja mit Weihwasser und incensirt es; dann kehren sie auf dem gleichen Wege zurück.“<sup>1</sup> Minder geschmackvoll war der Brauch, der in einer Kirche bei Paris gegolten haben soll. Auf einer Strohuppe ward in goldenen Buchstaben die Aufschrift Alleluja angebracht, und diese Puppe alsdann mit Schlägen aus dem Chöre vertrieben.<sup>2</sup>

Sehen wir von diesen zwei zuletzt genannten Gebräuchen ab, so hatte die Abschiedsfeier des Alleluja, insbesondere das eigene *Officium*, offenbar seine Vorlage im mozarabischen Ritus. Als Quelle dient uns das Brevier nach der Regel des hl. Isidor, welches auf Geheiß des Cardinals Ximenes von Alfons Ortiz besorgt und 1502 zu Toledo gedruckt wurde. Das Alleluja-*Officium*, dessen Alter um viele Jahrhunderte weiter zurückreicht als das Brevier, hier vollständig mitzutheilen, führt zu weit. Beachtung verdient zunächst, daß die Sonntage *Septuagesima*, *Sexagesima* und *Quinquagesima* im mozarabischen Ritus unbekannt sind; daher gehört das uns beschäftigende *Officium* zum ersten Sonntag von *Quadragesima*, und fallen die Anspielungen auf die 70 Jahre an den Bächen Babylons fort. Im übrigen ist der leitende Grundgedanke ganz derselbe wie im *Officium* der Kirche von Agerre: unsere Unwürdigkeit, hier auf Erden ununterbrochen das hehre Alleluja des Himmels zu singen. Im Mittelpunkt des *Officiums* steht ein Hymnus von klassischer Schönheit, der alle

<sup>1</sup> *Mercurius Gallicus*, Mensis Dec. anni 1726. Cf. *Du-Cange*, Glossarium, unter *Alleluia*.      <sup>2</sup> Cf. *Migne*, *Encyclop. théol.* VIII, 58.

über das Ganze zerstreuten Gedanken und Affecte wie in einem Brennpunkt vereinigt und bei aller Iyrischen Freiheit in einheitlicher, fast dramatischer Entwicklung vorführt. Die einzelnen Theile des Officiums, dort Lauda (eine Art Antiphon), Benedictio (ungefähr gleichbedeutend mit Versikel und Responsorium), Capitula (Orationen) genannt, sind nur weitere Ausführungen der Gedanken des Hymnus und sein bester Commentar. Ein paar Vorbemerkungen betreffs des Textes seien gestattet. Derselbe ist in relativ vielen Handschriften verschiedenen Ursprungs aufgezeichnet und in den meisten Hymnensammlungen abgedruckt; so enthalten ihn ein Münchener Codex des 10. Jahrhunderts, das schon oben erwähnte Hymnar der Abtei Moissac vom 10. Jahrhundert, drei Rheinauer Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts, ein Hymnar von Winchester aus dem 11. Jahrhundert, drei Handschriften des Britischen Museums vom 11. Jahrhundert, ein monastisches Brevier auf der k. k. Hofbibliothek zu Wien aus dem 12. Jahrhundert, schließlich das erwähnte Brevier des Cardinals Ximenes. Trotz der vielen Quellen war es nicht gelungen, einen ganz saubern Text herzustellen. Allen Anschein nach ist es ermöglicht durch zwei bislang unbeachtete Quellen, einen Madrider Codex (jetzt in Toledo) vom 10. Jahrhundert und insbesondere durch das Hymnar aus Silos (jetzt in London Cod. Add. 30 851) vom 11. Jahrhundert. Letzteres bietet den relativ besten Text, der hier zum erstenmal veröffentlicht wird; von einer Begründung muß an dieser Stelle Abstand genommen werden<sup>1</sup>. Der interessante Hymnus in abgekürzten choriambischen Strophen, die an sich schon auf ein hohes Alter schließen lassen, lautet:

- |                                                                                                       |                                                                                                                                        |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Alleluia piis edite laudibus,<br>Cives aetherei, psallite naviter<br>Alleluia perenne.             | 1. Alleluja zumal, Bürger des Himmels,<br>singt,<br>Daß es fröhlich erschallt, daß es gar<br>hold erklingt,<br>Alleluja, das ew'ge.    |
| 2. Hinc vos perpetui luminis accola<br>Assumet resonans hymniferis choris<br>Alleluia perenne.        | 2. Wann ihr scheidet von hier, ewige<br>Luft euch lohnt,<br>Das im heiteren Glanz ewigen Lichtes<br>wohnt,<br>Alleluja, das ew'ge.     |
| 3. Vos urbs eximia suscipiet Dei,<br>Quae laetis resonans cantibus ex-<br>citata<br>Alleluia perenne. | 3. Euch wird bergen des Herrn ragende<br>Gottesstadt,<br>Die im Wonnegefühl nimmer zu singen<br>matt<br>Alleluja, das ew'ge.           |
| 4. Felici reditu gaudia sumite<br>Reddentes Domino glorificos melos,<br>Alleluia perenne.             | 4. Heimgekehret zu Gott trinket die Him-<br>melsluft,<br>Preiset danfend den Herrn, singet aus<br>froher Brust<br>Alleluja, das ew'ge. |

<sup>1</sup> Näheres wird jener Band unserer *Analecta hymnica* bieten, der die mozarabischen Hymnen enthält. Die poetische Uebertragung dieses sowie des am Schluß mitzutheilenden Hymnus verdanke ich der Güte meines werthen Collegen P. G. M. Dreyes.

- |                                                                                                                     |                                                                                                                                                 |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>5. Alnum sidereae iam patriae decus<br/>Victores capitis, quo canor est iugis<br/>Alleluia perenne.</p>          | <p>5. Sieger nehmt ihr bereits Platz auf<br/>dem Sternenthron,<br/>Wo ohn' Ende erklingt fröhlicher<br/>Jubelton,<br/>Alleluja, das ew'ge.</p>  |
| <p>6. Illic regis honor vocibus inclitis<br/>Iucunda reboat carmina perpetim<br/>Alleluia perenne.</p>              | <p>6. Zu des Königes Preis schallet die<br/>Melodie,<br/>Tönt das hehre Concert, und es ver-<br/>hallet nie<br/>Alleluja, das ew'ge.</p>        |
| <p>7. Hoc fessis requies, hoc cibus et<br/>potus<br/>Oblectans reduces haustibus affluis,<br/>Alleluia perenne.</p> | <p>7. Dies ist Speise und Trank, ist nach<br/>dem Pilgergang<br/>Müden Wanderers Ruh, schwellender<br/>Luftgesang,<br/>Alleluja, das ew'ge.</p> |
| <p>8. Nos te suavisonis, conditor, affatim,<br/>Rerum, carminibus laudeque pan-<br/>gimus<br/>Alleluia perenne.</p> | <p>8. Lob hienieden auch tönt, Schöpfer der<br/>Welten, dir,<br/>Mit süßtönendem Schall singen im<br/>Liede wir<br/>Alleluja, das ew'ge.</p>    |
| <p>9. Te, Christe, celebrat gloria vocibus<br/>Nostris, omnipotens, ac tibi dicimus<br/>Alleluia perenne.</p>       | <p>9. Dir, o Christe, erschallt unserer Stim-<br/>men Klang,<br/>O Allmächtiger, dir unserer Freude<br/>Sang,<br/>Alleluja, das ew'ge.</p>      |

Der Rundreim „Alleluja, das ew'ge“ hebt in packender Weise den lyrischen Standpunkt hervor. Ewig ertönt es im Himmel, ewig soll es dort das Lied unserer Freude und Wonne sein; einstweilen auf dem Pilgergang darf es noch nicht für uns ewig und ununterbrochen erschallen. Es muß eingestellt werden; doch nur getrost. Auch wir sind bestimmt, „Bürger des Himmels“ zu sein. Daher die Ermunterung (Str. 1) an die Festgenossen der Abschiedsfeier (nicht, wie Mone meint, an die Seligen des Himmels), noch einmal mit voller Kraft das Alleluja anzustimmen, bevor es verstummt; und dann die Tröstung (Str. 2), bald werde das nie verstummende, ewige Alleluja, das in kühner Personification als Thronassistent Gottes, des ewigen Lichtes, aufgefaßt wird, uns aufnehmen und einreihen in die himmlischen Sängerschöre. Der Dichter folgt im Geiste dem Zuge der Glücklichen, welche in die vom Alleluja widerhallende Gottesstadt einziehen (Str. 3), und ermuntert voll Begeisterung, dort mit einzustimmen in das süße Engellied (Str. 4). In frohem Seherblick schaut er die Zukunft schon als gegenwärtig (Str. 5) und weidet sich an der Ehre, die dem ewigen Könige (Str. 6), und an der Wonne, die den Himmelsbürgern (Str. 7) aus dem Alleluja erwächst. Es ist der Höhepunkt des lyrischen Affectes. Allein diese Wonne ist für uns noch nicht Wirklichkeit, wir sind noch „müde Wanderer“, und das leitet zurück zur Gegenwart. Unser Alleluja ist nur ein schwaches Vorspiel. Aber auch so wollen wir in demselben uns üben, durch dasselbe schon hienieden

nach Kräften den Schöpfer der Welten (Str. 8) und unsern ewigen König Jesus Christus (Str. 9) loben und preisen, bis uns das ewige Alleluja vergönnt wird.

Beachtung verdient, daß der Rundreim nie lose angefügt, sondern stets als Subject, Object oder Apposition in die Strophe eingereiht, mit ihr verwachsen ist. Dabei gilt dem Dichter, dessen Name uns leider unbekannt ist, das Alleluja nicht bloß als ein Wort, ein Jubelton (*canor iugis*), sondern als ein volles Lied, ein Concert; daher die Pluralsformen *gloriosos melos* (vom lat. *melus*), *iucunda carmina*, *carminibus laudeque*; ja er betrachtet es, woran bereits erinnert wurde, als einen *accolla luminis perpetui*, Bewohner des ewigen Lichtes.

Danach erklären und würdigen sich die übrigen Theile des Officiums von selbst. So die Personification im Lauda der ersten Vesper:

1. *Dirigam vias tuas, Alleluia. In iucunditate exies et cum laetitia discedas; montes et colles exultabunt expectantes te cum gloria, Alleluia, Alleluia, Alleluia. Non accedet ad te malum, et flagellum non appropinquabit tabernaculo tuo.*

2. *Ibis, Alleluia; prosperum iter habebis, Alleluia. Et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia. In manibus enim portabunt te, ne umquam offendas ad lapidem pedem tuum. Et iterum etc.*

1. Senken werde ich dich auf deinen Wegen, Alleluja. Mit Freuden mögest du fortziehen und unter Jubel scheiden; auffjauchzen werden die Berge und Hügel, die dich mit Ruhm erwarten, Alleluja, Alleluja, Alleluja. Kein Leid wird dir nahen, keine Geißel treffen dein Gezelt.

2. Du ziehest fort, Alleluja; glückliche Reise, Alleluja! Und unter Freuden kehre wieder heim zu uns, Alleluja. Auf den Händen wird man dich ja tragen, damit kein Stein deinen Fuß verlehe.

Ebenso im Lauda der zweiten Vesper:

1. *Mane apud nos hodie, Alleluia, et crastina die proficisceris. Et dum orta fuerit dies, ambulabis via tua, Alleluia, Alleluia. Dominus custodiat te ab omni malo, custodiat animam tuam Dominus; et dum orta fuerit etc.*

2. *Angelus Domini bonus comitetur tecum, Alleluia, et omnia bona praeparet itineri tuo. Et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia. Mittat tibi auxilium de sancto et de Sion tueatur te. Et iterum etc.*

1. Heute bleibe noch bei uns, Alleluja; morgen magst du reisen. Beim Morgen grauen wandle deine Bahn, Alleluja, Alleluja. Der Herr bewahre dich vor allem Leid, es beschütze dein Leben der Herr.

2. Der gute Engel des Herrn sei dein Begleiter, Alleluja, und besorge dir alles Gute für deine Reise. Und unter Freuden kehre wieder heim zu uns, Alleluja. Hilfe sende er dir von seinem Heiligthum, und von Sion aus schütze er dich.

Man sieht, wie manche kürzere, sonst vielfach gleichlautende Antiphonen und Responsorien im Officium von Auzerre an diesem mozarabischen Officium ihr Vorbild hatten. Bemerkenswerth ist, daß in jedem Lauda, aber auch nur dort, das Alleluja personificirt wird, abgesehen freilich vom Hymnus. Auch diese einheitliche Behandlungsweise dürfte dem mozarabischen Officium den Vorrang einräumen.

Die sogen. *Benedictiones*, eine für die erste Vesper und die Laudes, eine zweite für die zweite Vesper, enthalten je drei Versikeln, wie ich sie nennen möchte,

worin das Alleluja des Himmels und der Erde gegenübergestellt werden, jenes wie es ist, dieses wie es sein soll. Darauf immer das Responsorium: Amen. Sie lauten in der ersten Vesper:

a. Alleluia, quae ineffabiliter concinitur in caelis, efficacius declaretur in laudibus vestris. R. Amen.

b. Et quae illic sine intermissione decantatur ab angelis, hic per momenta affectius concinatur a populis universis. R. Amen.

c. Ut haec ipsa, quae laus dicitur Deo in eaque nunc laude initiari populos facit, aeternae nos ascribat socios mansioni. R. Amen.

In der zweiten Vesper:

a. Alleluia, nomen pium atque iucundum, dilatetur ad laudem Dei in ora omnium populorum. R. Amen.

b. Sit in vocibus credentium clara, quae in angelorum ostenditur concentibus gloriosa. R. Amen.

c. Et quae in aeternis civibus sine sonorum strepitu enitet, in vestris cordibus affectu pleniore fructificet. R. Amen.

Wie das in die Uebersetzung eingeschobene „heute“ andeuten soll, sind die Comparative nicht im Vergleich zum Alleluja des Himmels, sondern zum sonst (an andern Tagen) auf Erden gebräuchlichen Alleluja zu verstehen; also „wenn immer laut und mit Frucht das Alleluja hier erschallt, dann soll es heute, am Abschiedsfeite, noch lauter und mit mehr Frucht erschallen“.

Gleich symmetrisch und einheitlich gebaut wie die Benedictiones und ebenso reiche Poesie und fromme Andacht hauchend sind die Capitula, eine Art Oration, die mit einer Lobeserhebung des Alleluja eingeleitet werden. In der ersten Vesper:

Alleluia in caelo et in terra: In caelo perpetuatur et in terra cantatur; ibi sonat iugiter, hic fideliter; illic perenniter, hic suaviter; illic feliciter, hic concorditer; illic ineffabiliter, hic instanter; illic sine syllabis, hic modulis; illic ab angelis, hic a populis. Quam Christo Domino nascente in laude et confessione nimis eius non solum in caelo, sed et in terra caelicolae cecinerunt, dum Gloria in excelsis Deo

Alleluja, das in unaussprechlichen Weisen im Himmel ertönt, möge [heute] nachdrucksvoller sich äußern in euren Lobpreisungen. — Amen.

Und was dort ohne Unterbrechung von den Engeln gesungen wird, ertöne hier zu Zeiten inniger bei allen Völkern. — Amen.

Damit eben dieses Alleluja, welches Lob Gottes bedeutet und in dieses Lob nun die Völker einweihet, uns der ewigen Wohnung als Genossen einreihe. — Amen.

Alleluja, liebes und süßes Wort, stets weiter und weiter möge es erschallen von den Zungen aller Völker. — Amen.

Es sei helltönend in den Stimmen der Gläubigen, während es sich ruhmreich erweist im Concerte der Engel. — Amen.

Und welches bei den ewigen Himmelsbürgern ohne der Worte Schall prangt, bringe Frucht in euren Herzen durch der Andacht Fülle. — Amen.

Alleluja im Himmel und auf Erden: Im Himmel wird es fortgesetzt, auf Erden angestimmt; dort ertönt es beständig, hier getreulich; dort ohne Unterlaß, hier mit Lieblichkeit; dort in Wonnen, hier in Eintracht; dort ohne Maß, hier mit Inbrunst; dort ohne Worte, hier in Melodien; dort von den Engeln, hier von den Völkern. Zum höchsten Lob und Preis Christi des Herrn haben es bei seiner Geburt die Himmelsbürger

et pacem in terra bonae voluntatis hominibus nuntiaverunt. Quaesumus ergo, Domine, ut quorum ministeria nitimur imitari laudando, eorum mereamur consortium beatæ vitæ vivendo.

### In den Laudes:

Alleluia, nomen quoad interpretationem tui laudem resonans Dei, esto consummatriæ matutini officii; praebe quoque tu, Deus, nobis hanc tibi, dum vivimus, diffuso ore concinere; hanc etiam tibi post transitum peracto mundi termino decantare, ut in cuius hic renovatione dulcescimus, in eius te concentu post nostrum obitum copiosius amplectamur.

### In der zweiten Vesper:

Ecce laus tua, Deus, quae est Alleluia, et caelos implet et terram, cum supernorum ineffabili concentu exprimitur et terrenorum officiis declaratur. Quaesumus ergo, Deus, ut cum te in illa die viderint oculi nostri in gloria, laetetur cor nostrum super Alleluia; ut per laudis huius exhibitionem devotam hic promereamur criminum veniam et post aeternam perducamur ad gloriam, cum manifesta fuerit nobis facies tua.

nicht nur im Himmel, sondern auch auf Erden gesungen, da sie Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen des göttlichen Wohlgefallens verkündeten. Daher denn, o Herr, unsere Bitte: Laß uns durch unser Thun Antheil gewinnen am seligen Leben jener, deren Amt wir durch Lobpreis nachzuahmen streben.

Alleluja, das seiner Bedeutung gemäß das Lob Gottes widerhallen läßt, sei der Abschluß unserer Morgenandacht. Verleihe uns auch, o Gott, daß wir dieses Alleluja im Leben aus voller Brust dir singen; daß wir nach dem Heimgange am Ende der Zeiten es dir anstimmen: damit wir im Alleluja-Concert, welches immer und immer zu wiederholen schon hier unsere Wonne ist, nach unserem Tode dich voll und ganz umfassen.

Siehe, o Gott, dein Lob, das Alleluja, erfüllt Himmel und Erde; das unaussprechliche Concert des Himmels verkündet es, die Andachtslieder der Erde melden es. Daher unsere Bitte, o Gott: Wann einst an jenem großen Tage unsere Augen dich in der Glorie schauen, dann laß unser Herz frohlocken im Alleluja; laß uns hier durch andächtiges Darbringen dieses Lobpreises Verzeihung der Sünden erlangen und dann eintreten in die ewige Glorie, wo uns enthüllt sein wird dein Antlitz.

Wohl niemand kann sich des Eindrucks erwehren, wie in dem vorgelegten Officium Frömmigkeit und Poesie aufs innigste verschmolzen sind, und ein einheitlicher Grundgedanke die einzelnen Theile geschmackvoll verwebt und innig verbindet. Sehr wirkungsreich, um noch dieses eine kurz zu berühren, mußte dabei der Contrast zur Weltung kommen. Mitten in dem frohen Jubel, der freilich durch den bevorstehenden Abschied des Alleluja maßvoll gedämpft ist, steht die ernste Matutin. Kein Alleluja wird vernommen; alles spricht nur von Sündenschuld und Buße, enthält Bitten um Erbarmen, Aufforderung zu den drei großen Kraftmitteln der Sündentilgung: Gebet, Fasten, Almosen. Erst allmählich leiten die Laudes wieder über zur Antiphon des Frohlockens, indem der Psalm 148 anhebt mit Alleluia, Laudate Dominum de caelis, Alleluia, und so unter steter Beifügung eines Alleluja zu den einzelnen Versen voran bis zum machtvoll erklingenden Hymnus Alleluia piis edite laudibus. Nachdem alsdann gegen

Schluß der zweiten Vesper noch einmal das Alleluja aufgefordert ist, unter Freuden am Ostermorgen heimzukehren, et iterum cum gaudio revertaris ad nos, Alleluia, folgt die Rubrik *Hic clauditur Alleluia*, und der Jubelsang wird unmittelbar abgelöst von dem Bußpsalm *Miserere*, der die Vesper schließt.

Fromme Wehmuth mochte manchen Veter dabei befallen. Ist es unbillig, wenn angesichts der frommen Poesie vergangener Zeiten auch bei uns eine gewisse Wehmuth, freilich etwas anderer Art, sich fühlbar macht? Wie in vielen Dingen, so ist auch hier manches Schöne, Kindliche, Innige der Vorzeit dem mehr nüchternen Geiste der Epigonen zum Opfer gefallen. Genießen wir wenigstens das, was uns geblieben. Ein Eindringen in die Gesinnungen, mit denen unsere christlichen Ahnen das Alleluja betrachteten, behandelten, verabschiedeten, wieder empfangen, dürfte dazu beitragen, uns das äußerst Tiefsinnige in dem noch jetzt geltenden Brauche der römischen Liturgie betreffs des Alleluja doppelt zum Bewußtsein zu bringen. So wird wenigstens das Herz empfinden, was die äußern Ceremonien und die Worte nicht mehr so unmittelbar zum vollen Ausdruck bringen.

Mehr zu bedauern ist, daß so manches beredte Denkmal der liturgischen Dichtung aus frühern Zeiten spurlos verschwunden ist. Bislang waren nur zwei Hymnen, die der Abschiedsfeier des Alleluja gelten, bekannt; der sog. Hymnus *Cantemus cuncti melodum Alleluia* war nämlich, wie bemerkt wurde, ursprünglich eine Sequenz auf Epiphanie. Und doch muß zweifelsohne der Liederhaushalt von dieser Art ein ungleich größerer gewesen sein. Ein glücklicher Zufall fügte es nun, daß letzten Herbst in der Klosterbibliothek der Benediktiner zu Lambach dem P. Dreves Bruchstücke von einem Hymnar jenes Stiftes aus dem 12. Jahrhundert in die Hände fielen, welches einen Alleluja-Hymnus für Septuagesima enthielt. Gleichen Anfangs mit dem ersten unserer oben vorgelegten Hymnen, schließt er sich auch in Form und Inhalt ihm nahe an, so daß er wohl als eine Nachbildung desselben, freilich eine gut gelungene, bezeichnet werden darf. Er lautet:

- |                                                                                                                                                                     |                                                                                                                                                                                                               |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Alleluia, dulce carmen<br/>et caeleste canimus,<br/>Quod Ioannes, sacer ille<br/>virgo et apostolus,<br/>De secretis paradisi<br/>haurire promeruit.</p>      | <p>1. Alleluja, Lied der Freude,<br/>Alleluja, Himmelsklang,<br/>Das ans Ohr dem Liebesjünger<br/>einst aus sel'gen Höhen drang,<br/>Als zur Stadt auf Gottesbergen<br/>sich sein Seherauge schwang.</p>      |
| <p>2. Alleluia, quod superna<br/>mater nostra sedulo<br/>Hierusalem concinendo<br/>hymnizare noscitur,<br/>Trinum semper atque unum<br/>commendans altithronum.</p> | <p>2. Alleluja, Lied, das droben<br/>unsre Mutter allezeit,<br/>Das die Stadt des ew'gen Friedens<br/>ihrem Friedenskönig weihet,<br/>Jubelnd dem Dreiein'gen, jubelnd<br/>ihrem Gott in Ewigkeit.</p>        |
| <p>3. Alleluia nunc in terris<br/>iam canamus viribus,<br/>Quo post mortem in supernis<br/>iubilemus sedibus<br/>Ipsum regem saeculorum<br/>laudaturi perpetim.</p> | <p>3. Alleluja, sing es freudig<br/>schon hienieden, Christenschar,<br/>Daß wir's einst in lichten Höhen<br/>singen mögen immerdar,<br/>Ihm, dem König aller Zeiten,<br/>ihm, der sein wird, ist und war.</p> |

Zum Abschluß unserer Skizze wären eigentlich etliche Züge nothwendig, die andeuten, wie dem Abschiede und Begräbniß des Alleluja seine Heimkehr und Auferstehung folgte. Doch müssen wir uns auf die eine und andere Notiz beschränken. Das dreimal festlich erklingende, tief ergreifende Alleluja im Karfreitags-Officium des römischen Ritus bleibt jedem unvergeßlich, der es einmal mit Verständniß vernommen. Die Mozaraber stehen auffallenderweise in diesem Punkte hinter den Lateinern zurück. Freilich stimmte bei ihnen in der Karfreitagmesse der Priester dreimal die Antiphon an: *Vicit leo de tribu Iuda, Alleluia*, „Gesiegt hat der Löwe aus Judas Stamme, Alleluja“; aber schon vorher war das Alleluja in einfacher Weise wieder aufgenommen, und in der erwähnten Antiphon war es eine Zugabe, trat somit weniger wirkungsvoll hervor als das alleinstehende, zum erstenmal wieder ertönende dreimalige Alleluja im römischen Ritus. Indes wurde am fünften Tage der Ostersoctava das Alleluja mit einer besondern Lobeserhebung bedacht. Es heißt daselbst in der Messe unter dem Titel *Sacrificium*:

*Alleluia quasi carmen musicum. Quam suave est et dulci sono canitur Alleluia, Alleluia! Aquae eius de sanctuario egredientur, et erunt fructus et folia eius ad medicinam omnibus. Quam suave est et dulci sono canitur Alleluia!*

Alleluja, ein melodisches Lied. Wie lieblich ist doch und mit wie süßem Schalle erklingt das Alleluja, Alleluja! Seine Gewässer sprudeln hervor aus dem Heiligthum, seine Früchte und Blätter sind allen ein Balsam. Wie lieblich ist doch und mit wie süßem Schalle erklingt Alleluja!

In französischen Brevieren, so versichert uns Neale<sup>1</sup>, fand die Heimkehrfeier des Alleluja erst am zweiten Sonntag nach Ostern statt. Unter anderem wurde als Lesung die schöne Auslegung des 110. Psalmes vom hl. Augustin gewählt, worin es heißt: „Die Tage sind für uns gekommen, zu singen das Alleluja. Jetzt kommen diese Tage nur, um wieder zu gehen, und sie gehen, um wieder zu kommen; sie sind ein schwaches Vorbild jenes Tages, der nicht kommt, um wieder zu gehen. Sind wir zu jenem Tage gelangt, dann werden auch wir festhaltend am Alleluja nicht wieder gehen.“ Darauf folgte als Versikel und Responsorium: „Durch die Straßen Jerusalems soll nun Alleluja erschallen. Gepriesen sei der Herr, der es erhöht hat. Sein Königthum herrsche immer und ewig mit Alleluja, Alleluja. Alleluja, Heil und Ruhm und Macht unserem Gott, denn recht und gerecht sind seine Gerichte. Sein Königthum herrsche immer und ewig mit Alleluja, Alleluja.“

<sup>1</sup> Neale l. c. p. 183. Da Neale jede nähere Angabe unterläßt, konnte ich leider nicht feststellen, in welchen Brevieren (gallikanischen?) und von welchem Jahrhundert sich dieses Officium findet.

## Recensionen.

**Institutiones theologicae de sacramentis Ecclesiae. Auctore Joanne Bapt. Sasse S. J. Volumen primum. De sacramentis in genere. — De baptismo. — De confirmatione. — De eucharistia. Cum approbatione Rev<sup>mi</sup> Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. 8<sup>o</sup>. (XVI et 590 p.) Friburgi Brisgoviae, Herder, MDCCCXCVII. Preis M. 8.**

Nachdem die letzten Jahre der theologischen Leserwelt eine Anzahl neuer Lehrbücher der Dogmatik geboten haben, könnte man versucht sein zu fragen, ob es wohl am Platze sei, diese Anzahl noch zu vermehren. Allein wer auch nur einen aufmerksamen Blick in irgend eine Partie des vorliegenden Bandes wirft, der wird sich bald überzeugen, daß er es mit einem Werke zu thun hat, welchem bei aller Fülle von ähnlichen Werken ein recht ehrenvoller Platz wird gesichert bleiben.

Der Verfasser sucht es sorgfältig zu vermeiden, mit neuen theologischen Ansichten und Ideen die Neugierde und das Interesse des Lesers zu wecken; aber die scholastische Doctrin und ihre Entwicklung bis auf die jüngste Zeit hat er bezüglich der einzelnen dogmatischen Lehrsätze mit einer außerordentlichen Klarheit und Einfachheit, dabei aber doch mit einer gewissen Eleganz darzustellen verstanden. Außer der scholastischen Erklärung des Dogmas findet der Schriftbeweis eine hervorragende Beachtung. Die klassischen Schrifttexte für die jeweiligen dogmatischen Lehrsätze sind mit großer Sorgfalt herangezogen, und viel Fleiß und Scharfsinn ward verwendet auf die Hervorhebung und Ausbeutung der wesentlichen Beweismomente, welche in denselben liegen. Desgleichen findet sich eine reiche Auswahl von Belegstellen aus der Tradition, und zwar in der Weise, daß weniger Gewicht gelegt wird auf eine Häufung von einzelnen Aussprüchen der heiligen Väter, daß vielmehr die Verkettung der einzelnen Lehrsätze in der Gesamtlehre der Väter und Lehrer der Kirche zur Darstellung gelangt.

Den Inhalt des Bandes summarisch anzugeben, wäre zwecklos; er ist durch den Titel jedem theologischen Leser selbstverständlich. Nur wollen wir nicht unterlassen, einige Punkte hervorzuheben, in welchen die gründliche und lichtvolle Behandlung, die das ganze Werk auszeichnet, in besonderer Weise zu Tage tritt.

Wir rechnen unter andern hierzu die Controversfrage über die Wirkungsweise der Sacramente (S. 54—89) und die Erklärung, wie und in welcher

Weise den Sacramenten, insofern man sie als moralische Werkzeuge der Gnade auffaßt, eine wahre Ursächlichkeit zukommt. Desgleichen verdient der Abschnitt über den Charakter der drei Sacramente, der Taufe, Firmung und Weihe, besondere Beachtung (S. 96—120): die Auffassung desselben als eine eigene Verähnlichung mit Christus im hohenpriesterlichen Amte erklärt in befriedigender Weise alles, was nach kirchlicher Lehre und allgemeiner theologischer Meinung über den sacramentalen Charakter festzuhalten ist, zumal wie derselbe ohne die heiligmachende Gnade sein und bestehen bleiben kann, und wie er doch zur heiligmachenden Gnade gewissermaßen in ursächlicher Beziehung steht.

Betreffs der Taufe möchten wir die Aufmerksamkeit besonders auf den Abschnitt von der Nothwendigkeit derselben richten: die Tragweite dieser Nothwendigkeit findet dort eine allseitige Erörterung.

Bei der Firmung ist der theologisch interessanteste Punkt die Erklärung der Befugniß, kraft welcher der Papst einen einfachen Priester ermächtigen kann, die Firmung, deren Spendung an und für sich dem Bischof zu steht, gültig zu spenden. Der Verfasser gibt dieselbe Erklärung, welche auch Recensent in seiner *Theologia moralis* verfaßt, daß zwar der Papst kraft seiner höchsten Regierungs- oder Jurisdictionsgewalt so handelt, daß aber dasjenige, was er dem Priester mittheilt, nicht eine Jurisdictionsgewalt, sondern eine höhere Würde sei, welche sonst aus dem bischöflichen Charakter entspringt.

Die schönste und reichste Partie des vorliegenden Werkes ist unstreitig der Abschnitt über die heilige Eucharistie, der die Hälfte des ganzen Bandes umfaßt. Mit sichtlicher Vorliebe ist der Verfasser an den Beweis der wirklichen Gegenwart und den der Wesensverwandlung herangetreten. Vor allem bezüglich des ersten Punktes ist aus der ganzen Reihe der christlichen Jahrhunderte eine Wolke von Zeugen vorgeführt, welche einen überwältigenden Nachweis für die Wahrheit dieses hohen, mit dem Christenthum aufs innigste verwachsenen Geheimnisses geben und vor welchen jeder atholische Einwand verschwinden muß; alle Scheinbeweise, welche der Unglaube aus einzelnen Ausdrücken des einen oder andern heiligen Lehrers der Kirche gegen das Dogma zu führen versucht hat, werden siegreich abgewiesen. — Mit nicht geringerer Sorgfalt wird die Lehre von der heiligen Eucharistie als Messopfer behandelt. Die in neuerer Zeit mehrfach angefochtene Begriffserklärung des Opfers, nach welcher zu dessen Wesen eine gewisse Zerstörung des Opfergegenstandes gehört, wird als die althergebrachte nachgewiesen und ihre Richtigkeit näher erklärt und begründet. In der Anwendung des Opferbegriffes auf die heilige Eucharistie behandelt dann der Verfasser sehr ausführlich die Frage, in welche Momente der Opfercharakter der heiligen Messe zu setzen sei (S. 517—546). Mit großem Sachverständniß legt er die Gründe dar, welche gegen die verschiedenen Opfertheorien, die vertheidigt wurden und noch heute vertheidigt werden, ins Gewicht fallen. Er selbst — wir bemerken das mit voller Genugthuung — gibt der Erklärung der Cardinale Lugo und Franzelin den Vorzug. Er zeigt, daß man dieser mit Unrecht den Vorwurf der Neuerung macht, daß dieselbe vielmehr sehr wohl als eine Weiterentwicklung der Reime angesehen werden kann, welche sich schon in den Aussprüchen der Väter der ersten

christlichen Jahrhunderte vorfinden, und daß in dieser Theorie besser als in irgend einer andern alle Momente sich aufdecken lassen, die nach allgemein herrschendem Begriff in einem Opfer enthalten sind.

Wir schließen mit rückhaltloser Empfehlung des Werkes. Der Leser wird in ihm reiche Belehrung und wissenschaftliche Anregung finden.

Aug. Lehmann S. J.

**Études Théologiques sur les Constitutions du Concile du Vatican d'après les Actes du Concile, par Jean Michel Alfred Vacant, Docteur en Théologie, Chanoine honoraire et Professeur au Grand Séminaire de Nancy. — La Constitution Dei Filius. Tomes I et II. 8°. (734 et 569 p.) Paris, Lyon, Delhomme et Briguet, 1895. Preis Fr. 12.**

Der Verfasser des vorliegenden Werkes beabsichtigt nicht nur einen Commentar der dogmatischen Constitutionen des Vaticanums zu bieten, sondern auch die in den Constitutionen dargelegten Lehren nach allen Seiten theologisch zu erörtern. Während wir also in unserer im vorliegenden Werke vielfach benutzten Schrift<sup>1</sup> alles, was sich in den Acten des Concils zur Erläuterung der Constitutionen findet, zusammengetragen haben, um die Constitutionen und so auch ihre Lehre zu erklären, hat der Verfasser auch diese Lehren selbst in sich zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht und zugleich auf die Folgerungen geachtet, welche sich aus denselben herleiten lassen. Die vorliegenden Bände beschäftigen sich nur mit der Erklärung der ersten der beiden vaticanischen Constitutionen. Die Erklärung der zweiten ist in Aussicht gestellt.

Man überzeugt sich bald, daß das Werk die Arbeit eines sehr tüchtigen Theologen ist. Mit großer Sachkenntniß und Umsicht verwendet er für die Erklärung und Begründung der dargelegten Lehre nicht nur die in den Acten des vaticanischen Concils gebotenen Momente, sondern auch die frühern und spätern kirchlichen Lehrdecrete, und er zieht die ältern und namentlich die neuern Controversen der Theologen über die einzelnen Lehrpunkte und die entgegenstehenden häretischen oder falschen Ansichten mit anerkannter Erudition in den Kreis seiner Darstellung. Seinen ganzen umfangreichen Stoff hat der Verfasser speculativ und selbständig, aber unter vollster Hingabe an die kirchliche Lehrautorität durchdrungen, und seinen Argumentationen und Ansichten wird man durchgehends beipflichten müssen.

Ueber den Inhalt des Werkes brauchen wir keinen summarischen Ueberblick zu geben. Der Verfasser folgt einfach den einzelnen Kapiteln und Paragraphen der Constitution *Dei Filius*, deren Inhalt unsern Lesern bekannt ist. Nur solche Punkte seien hervorgehoben, bei denen sich gerade eine besondere Bemerkung aufdrängt.

Wenn im zweiten Kapitel unserer Constitution definirt wird: „Deum . . . naturali humanae rationis lumine e rebus creatis certo cognosci posse“,

<sup>1</sup> Constitutiones dogmaticae sacrosancti oecumenici Concilii Vaticani ex ipsis eius actis explicatae atque illustratae. Friburgi Brig., Herder, 1892.

so behauptet der Verfasser, daß hier nur die Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntniß, nicht aber die Art, wie sie stattfindet, definirt werde; es sei nicht definirt, daß sein Dasein e rebus creatis erkannt werden könne, diese Worte seien bloß nebenbei hinzugefügt (p. 297 sq.). Wir hätten freilich gewünscht, daß der Verfasser seine Behauptung auch bewiesen hätte, heben dieselbe jedoch hier hervor für solche Erklärer, welche im Gegensatz zu den alten Theologen glauben, alles und jedes, was in einer Definition ausdrücklich gesagt ist, sei darum auch definirt und die Negation desselben endgiltig verworfen. Daß dies irrig ist, zeigt ein naheliegendes Beispiel, ein Satz aus dem vierten Lateranconcil, welcher in das zweite Kapitel unserer Vaticanconstitution Aufnahme gefunden hat: „Deus . . . simul ab initio temporis utramque de nihilo condidit creaturam, spiritualem et corporalem.“ Es sprechen Gründe dafür, daß das Wort *simul* vom Lateranconcil als Zeitpartikel aufgefaßt worden ist. Der Ausdruck stammt aus dem Buche Jesu Sirach (18, 1), wo er als Zeitpartikel erklärt zu werden pflegte, und auch in dem Decrete des Concils wird er vielfach von den alten Theologen als Zeitpartikel gefaßt, so daß also das Lateranconcil ausdrücklich gesagt hätte, die Engel und die Materie seien gleichzeitig erschaffen. Nichtsdestoweniger galt dies auch bei denjenigen Theologen nicht als definirt, welche, wie Cajetan (In S. Thomae P. I, q. 61, a. 3), Canus (De locis l. 4, c. 5), Gregor de Valentia (P. I, q. 62, a. 3), Suarez (De Angelis l. 2, c. 3, n. 6 sqq.), das Wort als Zeitpartikel faßten; es ist nach ihnen *obiter* hinzugefügt. — Mit Recht vermuthet Vacant (I, 226), daß die Väter des Vaticanischen Concils die ganze Stelle des Lateranconcils in dem Sinne, welchen sie in diesem hatte, aufnehmen wollten, ohne über den Sinn des *simul* etwas zu entscheiden. Wenn er aber glaubt, daß in den von uns veröffentlichten Acten des Vaticanischen Concils sich absolut nichts hierüber finde, so ist dies insofern ein Irrthum, als Franzelin in seinem über das ursprüngliche Schema in der Glaubensdeputation gehaltenen Vortrage eine Bemerkung macht, welche seine Vermuthung vollaus bestätigt (vergl. meine oben citirte Schrift S. 75, Anm. 3).

Der Verfasser glaubt auch (I, 307 sq.), im ersten Canon zum zweiten Kapitel der Constitution sei nicht definirt, daß Gott als einer mit den natürlichen Kräften der Vernunft erkannt werden könne. Sein Beweis ist folgender: In dem Canon „Si quis dixerit, Deum unum et verum, Creatorem et Dominum nostrum . . . naturali rationis humanae lumine certo cognosci non posse, anathema sit“, sei nicht definirt, die Vernunft könne erkennen, daß Gott Schöpfer sei und die Welt aus nichts hervorgebracht habe; mithin sei auch nicht definirt, die Vernunft könne ihn als einzigen Gott erkennen, da das unum und das Creatorem in derselben Art nebeneinander stehe. Wir glauben aber nicht, daß er hierin das Richtige getroffen hat. Wohl ist definirt, daß man Gott als unsern Schöpfer mit den natürlichen Kräften der Vernunft erkennen kann. Das Wort „Schöpfer“ hat einen strengern und einen weitern Sinn. Nun wissen wir aus den Acten des Concils, daß die Väter das Wort in unserem Canon nicht in dem strengern Sinne gebrauchen, also nicht definiren wollten, man könne mit den bloßen Kräften der Vernunft die Erschaffung der Welt aus

nichts erkennen. Daß aber Gott als Schöpfer überhaupt von der Vernunft erkannt werden könne, wollten sie definiren. So wollten sie auch definiren, daß Gott als einer natürlich erkannt werden könne. Dieses Wort hat aber nicht, wie das Wort „Schöpfer“, einen engern und einen weitem Sinn. Somit ist definirt, der Mensch könne mit den natürlichen Kräften seiner Vernunft Gott als den einen und einzigen erkennen.

Auf ein paar andere Punkte, welche nicht sowohl die Constitution als solche, als die Lehre betreffen, wollen wir nicht weiter eingehen, zumal da wir sehen, daß sie schon in andern Besprechungen des Werkes berührt worden sind, möchten aber ausdrücklich wiederholen, daß wir durchgehends den Ausführungen des Verfassers unsern vollsten Beifall zollen.

Theodor Granderaeth S. J.

**La France et le Grand Schisme d'Occident.** Par *Noël Valois*.

Zwei Bände. 8°. (XXX, 407 et 516 p.) Paris, Picard, 1896.

Preis Fr. 15.

Raum auf einem andern Gebiet der geschichtlichen Forschung herrschte in den letzten Jahren und herrscht noch heute ein so reges Leben und Schaffen als in der traurigen Periode der abendländischen Kirchenspaltung. Gayet lieferte uns zwei Bände neuer Materialien für die Geschichte der unheilvollen Wahl Urbans VI.; Sauerland widmete seit Jahren eine Reihe kleinerer Veröffentlichungen der Geschichte der römischen Obedienz, Valois jener der avignonesischen während der Zeit Roberts von Genf (Clemens VII.), während ich meinerseits die Herrschaft Peters von Luua (Benedikt XIII.) aufzuhellen suchte; Schmiß (Rheydt) bot neue Materialien für das Concil von Cividale und beschäftigt sich nun mit dem Pseudconcil von Pisa, Finke mit dem ungleich wichtigern Concil von Konstanz, Haller mit dem von Basel. Auch die einschlägigen Bände der Reichstagsacten und das herrliche Chartular der Pariser Universität von Denisle-Chatelain liefern eine reiche Ausbeute. E. Jarry behandelt in mehreren bedeutenden Arbeiten einige in das Schisma eingreifende Partien der französischen Geschichte. Die Wiener Akademie hat nach langer Unterbrechung ihre große Veröffentlichung zur Geschichte der Reformconcilien wieder aufgenommen. P. Cubel und Haupt suchten in einer Reihe von Artikeln die Hierarchie und Geographie der beiden Obedienzen genauer zu bestimmen.

In dem uns vorliegenden Werke wird bereits eine zusammenfassende Darstellung des ersten Theiles des Schismas versucht. Für diesen Theil war das möglich, ja sogar wünschenswerth, was sich von der zweiten Periode nicht behaupten ließe.

Der Versuch muß als ein wohlgelungener bezeichnet werden; denn die Arbeit zeichnet sich wie die frühern Veröffentlichungen des verdienten Historikers durch eine stauenswerthe Kenntniß der einschlägigen Literatur aller Länder, durch ausgedehnte Erforschung des ungedruckten Quellenmaterials, durch eine ungemein besonnene und voraussetzungslose kritische Verwerthung desselben und durch eine wohlgeordnete und durchsichtige Darstellung aus. Kurz seine Arbeit ist ein Muster

der nun bereits in Frankreich dank der trefflichen École des Chartes weitverbreiteten klassischen Methode der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Dies war offenbar auch das Urtheil der Jury, welche dem Verfasser den großen Preis Gobert zuerkannte.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhalt der beiden stattlichen Bände bekannt. In der Einleitung finden wir nach einigen allgemeinen Erwägungen über die Beziehungen Frankreichs zum römischen Stuhle (p. 1—x) eine ausführliche Uebersicht (p. x—xxx) über das aus allen Ländern gesammelte Quellenmaterial mit kurzer Charakteristik der einzelnen Depots, wobei sich der Verfasser nicht verhehlt, daß es ihm nicht möglich war, alle in Frage kommenden Archive gleichmäßig auszubeuten. In der That hat er von den wichtigsten Depots denen von Paris und Rom verdienstermaßen die meiste Aufmerksamkeit geschenkt, weniger dagegen den reichen Archiven von Neapel, Barcelona, Pamplona und London, aus welchen sich daher ohne Zweifel nicht unbedeutende Nachträge werden gewinnen lassen.

Das erste der beiden Bücher, welche in den uns vorliegenden zwei Bänden enthalten sind, umfaßt die Ereignisse vom Ausbruch des Schismas bis zum Tode König Karls V. (1378—1380). Natürlich steht hier die unglückselige Doppelwahl von 1378 im Vordergrund. In Betreff dieser grundlegenden Frage ist die Arbeit Valois' zumal für die französische Geschichtsschreibung geradezu bahnbrechend. Diese betrachtete es, seit Raynalbus und Baluze ihre durch nationale Färbung stark beeinträchtigten Vertheidigungsschriften der beiden Erwählten einander gegenübergestellt hatten, gewissermaßen als eine nationale Ehrenpflicht, bei Behandlung dieser Periode für Robert von Genf eine Lanze einzulegen. Valois durchbricht diesen der wissenschaftlichen Forschung verderblichen Bann und reißt sich frank und frei den Vertheidigern des italienischen Papstes an.

Seine These lautet: Die Cardinäle des römischen Conclaves von 1378 wählten trotz des höchst tollen Treibens der Römer wirklich und nicht nur zum Schein Bartholomäus Priguani zum Oberhaupt der Kirche und hielten mehrere Monate in allem Ernste und mit voller Ueberzeugung an dieser Wahl fest. — Es ist nun ein wahrer Genuß, mit dem Verfasser die Wandlungen zu verfolgen, welche sich während der folgenden Monate in den Gemüthern und in der Haltung der Cardinäle vollziehen und sie von Rom nach Anagni und Fondi, von Urban VI. zu Clemens VII. führen. Die hier gebotene Darstellung hat schon von vornherein den Vorzug, daß sie, als rein psychologische Erscheinung betrachtet, sich als ungemein glaubwürdig empfiehlt. Doch eine solche rein psychologische Beweisführung wäre an und für sich bei der Fülle des uns vorliegenden historischen Quellenmaterials von geringem Werthe, wenn sie nicht in allen ihren Theilen mit strengster Kritik aus den Quellen selbst erhoben würde. Dies geschieht nun hier in viel höherem Maße, als es sonst bisher geschehen ist. Selbst Gayet gründet seine zusammenfassende Darstellung durchaus nicht auf ein eindringendes und ausgedehntes Quellenstudium.

Der Abfall der Cardinäle hatte, um des Verfassers Beurtheilung des entscheidendsten Punktes kurz anzudeuten, seine erste Wurzel in dem unzweifelhaft

höchst unklugen Treiben und Loben der Römer. Ohne dieses hätte den Cardinälen jeder Schein einer Berechtigung zu ihrem Vorgehen gegen Urban gefehlt. Nun aber war nach den Quellen das Verhalten der Römer derart, daß ein nicht zu bestreitender Anlaß geboten wurde, die Frage aufzuwerfen, ob hier nicht eine Beeinflussung, eine Furcht vorlag, welche auch einem besonnenen Manne nicht mehr die volle Wahlfreiheit ließ, ein timor, qui cadit in constantem virum, wie die Rechtsgelehrten zu sagen pflegen.

Daß nun aus dieser giftigen Wurzel wirklich das traurige Schisma empor sproßte, ist zunächst Urban selber zuzuschreiben, ist eine Folge seines nichtklugen, barschen Reformeifers und seiner unpolitischen Parteinahme gegen Frankreich in dem endlosen Streit um den Besitz Neapels. Hierdurch wurden die Cardinäle veranlaßt, sich einen Ausweg aus ihrer mißlichen Lage zu suchen, und die Hoffnung, einen solchen zu finden, hatte ihnen das tolle Verhalten der Römer während der Wahl Urbans eröffnet. Ohne jene Veranlassung von Seiten Urbans wären sie auf diesen Ausweg weder aufmerksam geworden, noch hätten sie ihn gesucht und daher noch viel weniger ihn betreten.

Die Darstellung Balois' vom Abfall der Cardinäle ist in mehreren Beziehungen eine wesentlich neue, und was noch mehr ist, sie setzt sich nicht aus einer Reihe mehr oder minder wahrscheinlicher Voraussetzungen zusammen, sondern der Verfasser hat sie aus einer Menge den Quellen selbst entnommener Stellen zusammengewoben. Man fühlt allenthalben die Voraussetzungslosigkeit und Parteilosigkeit durch, mit welcher der Verfasser selbst dem Resultate seiner Forschung entgegen sah, ohne längere Zeit auch nur die Hauptrichtung desselben voraussagen zu können.

Es sind meines Erachtens zumal zwei Elemente seiner Darstellung, welche unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Ogleich sich Balois mit Raynaldus für Urban erklärt, so ist er doch weit entfernt, mit dem großen Annalisten die avignonesischen Cardinäle zu verketzern, ja er steht im Gegentheil nicht an zu behaupten, sie hätten wenigstens im wesentlichen in gutem Glauben gehandelt. Es mag Leidenschaftlichkeit, Ueberstürzung vorhanden gewesen sein und ihre Beurtheilung der schwierigen Lage beeinflußt haben, im wesentlichen glaubten sie sich wirklich zu ihrem Vorgehen berechtigt. In dem Maße jener unwesentlichen, ihren wesentlichen guten Glauben nicht aufhebenden Fehler fand sich ein stufenweise aufsteigender Unterschied des Verhaltens zwischen den als die ersten nach Anagni Gildenden: dem päpstlichen Kämmerer Peter de Gros und dem Cardinal Peter de Nigreseuille und Guido de Maleffet und dem Cardinal de Luna, der als der letzte Rom verließ und noch in Anagni im Corpus iuris nach den Texten blätterte, welche ihm Licht und Beruhigung in der dunkeln Frage böten.

Sobald einmal einige Mitglieder des heiligen Collegs versicherten, es sei beim Wahlact nicht so sehr ihre Absicht gewesen, Urban auf den päpstlichen Thron zu erheben als sich aus der bedrohten Lage zu befreien, so war damit allen ihren Collegien der Anstoß gegeben, ihre eigene Gesinnung im Wahlact einer genauern Untersuchung zu unterziehen und die Bestimmungen des Kirchenrechts über die

Freiheit der kirchlichen Wahl zu studiren. Diese Untersuchungen, zu einer Zeit unternommen, als das Ungeflüm Urbans sie bereits mit Schrecken und Bangen erfüllt hatte, war natürlich ein psychologischer Vorgang, der mannigfacher Selbsttäuschung und leidenschaftlicher Trübung des Urtheils und des Gedächtnisses in hohem Maße ausgesetzt war; und da jeder über seine eigene Absicht und Gesinnung der einzige competente Zeuge und Richter war, so waren die Aussagen der einen für die andern von fast entscheidender Bedeutung.

Alle diese Vorgänge und alle Phasen dieses psychologischen Processes stellt uns Valois aus den Quellen dar mit einer überaus reichen Fülle von Einzelheiten, welche ebenso viele Beweismomente seiner Darstellung bilden.

Nähert er sich nach dem Gesagten in der Beurtheilung des Verhaltens der Cardinäle in manchen Punkten der Auffassung Baluzes, so erhält doch hier im wesentlichen die von Raynalbus mit wenig Geschick, weil mit offener nationaler Leidenschaft verfochtene These von der Rechtmäßigkeit Urbans eine außerordentliche Bekräftigung. Diese These ist von weitgehender Bedeutung auch für die canouistisch-theologische Beurtheilung der zweiten großen Rechtsfrage des abendländischen Schismas über die Rechtmäßigkeit des Pisanums und seiner Päpste. Beides sind, um dies im Vorübergehen zu bemerken, nicht so sehr historische als kirchenrechtlich-theologische Fragen. Denn muß auch die Geschichte das materielle Substrat liefern, so gehören doch die entscheidenden formalen Elemente der Rechtsfrage dem Kirchenrecht und der Theologie an. In Bezug auf diese letztern möchte ich auf einen Punkt aufmerksam machen, welcher, soviel ich sehe, bisher wohl zu sehr vernachlässigt worden ist. Es ist die Frage, ob nicht die dogmatischen Definitionen des Vaticanums neue entscheidende Kriterien für die Behandlung dieser Controversen enthalten, ob die selbst von den bedeutendsten Theologen der neuern Scholastik, wie Suarez (*De fide, disp. X, sect. VI*), Bañez (*Comment. in II<sup>m</sup> II<sup>ae</sup> quaest. I, art. X* [Venet. 1602, p. 121 sqq.]) und Bellarmin (*De Conc. l. II, cc. 12—19*), angenommenen Principien: *Papa dubius, papa nullus*, und ähnliche auch jetzt noch überhaupt oder wenigstens in demselben Maße aufrecht erhalten werden können. Daß diese Frage einer ernstlichen Erwägung werth ist, beweist meines Erachtens schon die Thatsache, daß Cardinal Franzelin in seinem mit Recht geschätzten Tractat *De ecclesia* (p. 230 sq.) sie nicht nur aufwirft, sondern auch entschieden in verneinendem Sinne beantwortet. Er war wie wenige in der Lage, den wahren Sinn und die volle Tragweite jener Entscheidungen zu kennen. Es scheint mir daher dieser Punkt ein lohnendes Arbeitsthema für einen in der Theologie und in dem Kirchenrecht nicht minder als in der Kirchengeschichte geschulten Forscher.

Die Wahl Urbans ist durchaus nicht die einzige Frage, welche durch Valois neues und reiches Licht empfängt. Kaum minder werthvoll als das erste sind die beiden folgenden Kapitel: das Schisma in Frankreich und Italien und die Rolle Ludwigs von Anjou.

Außer dem Toben der Römer und dem barschen Reformeifer Urbans hatte das Verhalten Frankreichs und besonders Ludwigs von Anjou einen verhängnißvollen Einfluß auf die französischen Cardinäle. Allerdings kam nachweisbar

von diesen keine Anregung zum Abfall von Urban, der ja auch in Frankreich ohne die geringste Einrede allgemeine Anerkennung fand. Es trug also Frankreich zu dem ersten Schritt der Cardinäle nur insofern bei, als dieselben sicher sein konnten, daß ihr Vorgehen in ihrer Heimat große Hoffnungen erwecken werde und daß ihnen die ganze politische und finanzielle Macht des Landes alsbald den nöthigen Rückhalt bieten werde. Inwiefern und in welcher Weise sich diese Hoffnungen verwirklichten, zeigt uns Valois unvergleichlich klarer und eingehender, als dies bisher geschehen. Hierzu setzten ihn einige glückliche Funde wichtiger Actenstücke in stand.

Bis Ende Juli 1378 hielten der König Karl V. und seine Brüder Urban für den rechtmäßigen Papst; erst der Monat August brachte sie auf die Seite der Cardinäle. Hierzu genügte die erste Gesandtschaft, welche die in Anagni versammelten dreizehn Cardinäle nach Paris abgehen ließen. Die officielle Anerkennung Clemens' VII. verzögerte sich allerdings noch bis gegen den Mai 1379. Man kann nicht sagen, daß die Resultate Valois' dem französischen Königshause ungünstig sind. Dasselbe griff positiv erst in den Gang der Ereignisse ein, als die Mehrheit des Cardinalscollegiums sich gegen die Rechtmäßigkeit Urbans erklärt hatte. Wie vorauszusehen, war Ludwig von Anjou, welcher den Titel eines Königs von Sicilien führte, derjenige, welcher sich der Cardinäle und Clemens' mit besonderem, allerdings nicht uneigennützigem Interesse annahm.

In den folgenden Kapiteln zeigt uns der Verfasser die allmähliche Ausbreitung des Schismas, welche größtentheils durch den politischen Einfluß Frankreichs erfolgte, zunächst selbstverständlich in Savoyen, der Heimat Roberts, sodann in Cypern und Schottland. Die Versuche, Spanien zu gewinnen, scheiterten vorerst, sie scheiterten für immer in England, Flandern und Deutschland.

Das zweite Buch enthält die Geschichte des Schismas vom Tode Karls V. bis zum Tode Clemens' VII. In einem einleitenden Kapitel wird die neue Regierung Karls VI., den anfangs vorherrschend Ludwig von Anjou leitete, charakterisirt; hierbei kommt zumal die Vergewaltigung der Pariser Universität zur Sprache, welche bereits damals ihre kirchlich-politische Unionsthätigkeit zu entfalten suchte. Damals gab die Universität der schon früher auch von Castilien empfohlenen *via concilii* den Vorzug. Ludwig und Clemens wollten zunächst die *via facti* versuchen, d. h. sie gedachten Urban durch Waffengewalt zu beseitigen. Der Ausführung dieser Pläne: dem Zuge des von Johanna adoptirten und von Clemens gekrönten Herzogs Ludwig nach Italien, dem Project des Königreichs Adria für den Herzog von Orleans, dessen italienischer, von nun an mit der Geschichte des Schismas eng verbundener Politik, werden zwei ausführliche Abschnitte gewidmet. Als Clemens sich bereits rüstete, um sich von der Kriegsmacht des Königs von Frankreich nach Rom geleiten zu lassen, vernichtete eine plötzliche Schwenkung der französischen Politik den Plan, den Clemens zeitlebens verfolgt hatte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er trotz aller Mißerfolge an seinem Plane festhielt, führte in seinen letzten Lebensjahren zu einem Bruche zwischen Paris und Avignon, und dieser verschärfte sich, als schließlich von der Universität der Weg der Abdankung (*via cessionis*) in den Vordergrund gestellt wurde.

Zwei weitere Kapitel schildern uns die Ausbreitung der avignonesischen Ob-  
 edienz über Castilien, Aragonien und Navarra und die nur theilweise erfolgreichen  
 Versuche des Herzogs von Burgund, ihr auch Flandern zu erobern; sodann  
 zeigen sie uns die Treue, mit welcher sich die übrigen Länder der Christenheit  
 an die römische Obdienz hielten.

Die Reichhaltigkeit des gedruckten und ungedruckten Materials, welches in  
 diesem Buche wohlgeordnet angeammelt ist, wird es allen unentbehrlich machen,  
 welche sich über den gegenwärtigen Stand der Erforschung des großen abend-  
 ländischen Schismas unterrichten wollen.

Nicht begründet scheint mir der von einem Referenten dem Verfasser gemachte  
 Vorwurf, es habe ihm an Muth gefehlt, in seinen beurtheilenden Zusammen-  
 fassungen am Ende der einzelnen Abschnitte die sich aus der Darstellung ergebenden  
 Folgerungen zur Beurtheilung der hervorragendsten Persönlichkeiten und  
 Ereignisse klar und unumwunden auszusprechen. Es ist wahr, der Verfasser  
 hält sich mit peinlicher Sorgfalt an die Aussagen seiner Quellen und trägt bei  
 seinen beurtheilenden Schilderungen nicht mehr und nicht stärkere Farben auf, als  
 ihm die Quellenberichte bieten. Es mögen also manche Partien eine etwas matte  
 Färbung haben; doch die Ursache hiervon liegt in der Natur der Quellen, nicht  
 im Mangel an Muth oder an Darstellungsgabe von seiten des Verfassers.  
 Derselbe hatte den Muth, sich als der erste französische Forscher von Bedeutung  
 für Urban zu erklären; wie sollte ihm der Muth gefehlt haben, viel weniger  
 verfängliche Folgerungen auszusprechen! Ich sehe in diesem engen und besonnenen  
 Anschluß an die Quellen einen der Hauptvorzüge der Forschungs- und Dar-  
 stellungsmethode Valois' und der von ihm würdig vertretenen Ecole des Chartes.

Auch in Feststellung und Behandlung des massenhaften untergeordneten und  
 nebensächlichen Materials zeigt sich eine seltene Genauigkeit. Trotzdem finden  
 sich einige Mängel. Ich bemerke hier nur, daß die im II. Bd. p. 388 gegebene  
 Charakteristik Clemens' VII. und seiner Hofhaltung zwar in sich zutreffend ist;  
 aber der Gebrauch der *missilia* oder *missibilia*, d. h. des Ausstreuens von  
 kleinen Münzen durch den päpstlichen Almosengeber, der dem Papst, so oft er  
 den Palaß verließ, unmittelbar vorausritt, und das Halten ausländischer Thiere:  
 Strauße, Löwen, Bären, waren Gepflogenheiten, welche nicht etwa erst durch  
 Clemens eingeführt wurden, sondern bereits lange vor ihm in Uebung waren.  
 Die Thiere waren durchwegs Geschenke verschiedener Fürsten, und die *missilia*  
 hatten auch den Zweck, dem Papst durch die dichtgedrängten Volksmassen leichter  
 einen Weg zu bahnen.

Wenn ich nach dem oben Gesagten die Arbeit Valois' als eine im wesentlichen  
 allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Darstellung dieser wichtigen  
 Periode der Kirchengeschichte bezeichne, so möchte ich doch damit nicht behaupten,  
 daß durch sie nun alles geleistet ist, dessen wir zur wissenschaftlichen Erforschung  
 dieser Vorgänge bedürfen. Es fehlt uns noch ein Urkundenbuch dieser verhängniß-  
 vollen Doppelwahl. Ein solches ist uns zur Nachprüfung der Darstellung Valois'  
 unentbehrlich. Hierfür müssen wir eine umfassende und beurtheilende Zusammen-  
 stellung des uns erhaltenen Quellenmaterials und sodann die wichtigsten Stücke

in richtiger Auswahl in gut besorgten Texten vor uns haben. Die in den Anmerkungen gegebenen Belegstellen allein genügen nach dieser Richtung hin nicht vollkommen, so sehr man auch gerade bei Valois den Eindruck gewinnt, daß er sie mit voller Objectivität und nicht nach vorgefaßten Meinungen aus den vollen Texten ausgehoben hat.

Franz Ehrle S. J.

**Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen.** Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Von Dr. **P. Müller-Simonis.** Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Mit einer Heliogravüre als Titelbild, 6 Vollbildern in Lichtdruck, 104 Textillustrationen und einer Karte. 4<sup>o</sup>. (VIII u. 350 S.) Mainz, Kirchheim, 1897. Preis, elegant geheftet M. 12; in Salon-Calico-Band M. 15.

Die kleinasiatische Halbinsel ist an das iranische Plateau durch das armenische Gebirgsland angeschlossen. Es ist dasselbe der einigende Knotenpunkt Vorderasiens, das Quellgebiet großer Ströme. Zwischen den Gebirgsketten lagern sich weite Hochebenen mit dem echten Binnenlandsklima des heißen Sommers und des strengen Winters. Als Wahrzeichen Armeniens erhebt sich der große Ararat bis zu 5163 m. Hier rastete die Arche, deren Reste nach dem Glauben der Armenier noch auf dem Gipfel zu finden sind. Hier ist nach den armenischen Geographen der Mittelpunkt der Welt, und in der That liegt der Ararat in der Mitte zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean, zwischen dem Ausfluß des Senegal und Peking, zwischen dem Westende der Sahara und dem Ostende der Wüste Gobi und ist fast der Mittelpunkt der größten Landlinie der Alten Welt zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Bering-Straße. Hier war Groß- und Kleinarmenien. Kleinarmenien wurde schon 60 v. Chr. von den Römern unterjocht. Großarmenien hatte seine eigenen Könige. Schon im 2. Jahrhundert kam das Christenthum hierher. Aber erst Gregor der Erleuchter wurde seit 302 unter dem König Tiridates der Apostel seines Volkes. Im 6. und 7. Jahrhundert fielen die Armenier zu der Irrlehre des Monophysitismus ab. Später wurden die armenischen Dynastien von den mohammedanischen Staaten überwältigt, und bei Beginn der neuern Geschichte sehen wir das Land politisch unter die Perser und die Türken getheilt, wozu in den letzten Jahrzehnten auch Rußland als gewaltiger Mitbesitzer getreten ist. Obwohl das armenische Reich längst untergegangen, hat sich doch die armenische Nationalität mit ihrem religiösen Bekenntniß, mit Sprache und Literatur und ihrem scharf hervortretenden Volkscharakter erhalten. Vielfach haben sich katholische Missionäre um die Abgefallenen bemüht, und in neuerer Zeit sind auch baptistische, independentische und anglikanische Sendboten dorthin gekommen.

In dieses an altherwürdigen Erinnerungen reiche Land hat der Verfasser im Jahre 1888 von Konstantinopel aus über Tiflis, Erivan, Urmia, Wan, Bitlis, Mosul und Bagdad eine Forschungsreise unternommen und hat bereits 1892 seine Eindrücke über das dreigetheilte Armenien in einem französisch geschriebenen Werke veröffentlicht. Jetzt liegt auch eine autorisirte deutsche Uebersetzung vor.

Die ganze Fülle der in Tagebuchform gegebenen Eindrücke läßt sich nicht kurz zusammenfassen, und wir begnügen uns mit einigen Hauptpunkten.

Russisch-Armenien wird militärisch regiert. Auch die Civilverwaltung athmet, soweit sie vorhanden ist, leider den militärischen Geist und ist bureaukratisch bis zum Uebermaß. Die mohammedanische Bevölkerung, die eine Million übersteigt, erfreut sich in religiöser Hinsicht großer Freiheit, und der Verfasser gibt in Wort und Bild die widerwärtig ekelerregende Bäderprocession des Beiram-Misfestes. Die Katholiken sind dagegen stets einem Regimente unterworfen, das man am besten Verfolgung nennen kann. Die russische Kirche unterhält unter dem Volke eine Verehrung des Zaren, wovon wir Abendländer uns kaum eine Vorstellung machen können. Die unzufriedenen Elemente sind sehr zahlreich. Ihr Bestehen wird zwar geheim gehalten, aber sie existiren doch und werden noch viele Verlegenheiten bereiten.

„Transkaukasien ist eine Militärkolonie, wo eine starke Eisenhand einige Fortschritte einzuführen sucht.“

Interessant sind die Bemerkungen über Persisch-Armenien. Man weiß nicht, ob die dortige Regierung mehr verdorben oder mehr erbärmlich zu nennen ist. Statt 3000 kann ein Steuereinnahmer 10 000 Franken erpressen, ohne Unannehmlichkeiten fürchten zu müssen.

Als seiner Zeit ein kurdischer Hauptmann das ganze Gebiet von Urmia mit Feuer und Schwert verheerte, war niemand zum Widerstand fähig, und wäre nicht der apostolische Delegat Msgr. Glusel muthig vorgegangen, so hätten auch die Truppen des Schahs nichts ausgerichtet. Das bare Geld ist auf dem Lande sehr selten, wodurch der Zinsfuß zwischen 12 und 24 % schwankt. Der eigentliche Wucher beginnt erst zwischen 24 und 60 %. Als Mittelpunkt des katholischen Lebens ist Urmia zu betrachten. Dort residirt der apostolische Delegat und wohnen die Lazaristen. Ihre Lage ist nicht glänzend. Um die 12 Europäer, die Lehrer von Urmia, die Waisenkinder, 50 eingeborne Priester, 45 Schulen außerhalb der Stadt und eine Apotheke zu unterhalten, bezieht die Mission vom Verein zur Verbreitung des Glaubens jährlich 15 500 Franken. Ungefähr dieselbe Summe liefert Oesterreich als Meßstipendien für den einheimischen Clerus.

Troßdem die Lazaristen ein armseliges Leben führen, fördert ihre Einigkeit ihr Werk außerordentlich. Dadurch entstehen freilich auch Gefahren, nämlich zunächst die Eifersucht und die Einbildung, daß die Mauern der Missionsanstalten große Reichthümer bergen müßten.

Die folgenden Kapitel über Türkisch-Armenien sind sehr lehrreich. Wan ist die bedeutendste Stadt von Hochkurdistan. Dort ist eine Dominikanermision, welche natürlich von den Türken nichts als Verdruß erfährt. Der Verfasser ist noch besser auf die Alt- als auf die Jungtürken zu sprechen. Die Alttürken sind nach ihm ziemlich unwissende Alltagsmenschen, haben aber doch noch eine Dosis Gerechtigkeitsgefühl gerettet. Die Jungtürken verstehen gewöhnlich etwas Französisch, sind wohl auch in Europa gewesen, haben die dem Islam eigenen Laster beibehalten und die fremden noch dazu angenommen. Sie sind Freidenker

geworden, und wie sich damit der Kreis ihrer rohen, oft thierischen Leidenschafts- ausbrüche erweitert, so natürlich auch die Nothwendigkeit neuer Einnahmequellen. Man mag sich vorstellen, wie ein geknechtetes Volk von solchen Menschen behandelt wird. Um seine Rechnung zu finden, schien dem Wali von Wan schon 1888 die Entdeckung einer armenischen Verschwörung ein herrlicher Ausweg. General- lieutenant Selenoy gibt hauptsächlich nach dem Werke Vital Guinets die Zahl der Türkisch-Armenier auf 939 000, die der dortigen Mohammedaner auf 5 160 000 an, so daß die Armenier von ihren Herren und Peinigern um das Fünffache übertroffen werden. Dazu kommt, daß die reichern und vornehmern Armenier fort sind, und so ist es leichter erklärlich, wie 1896 das arme Volk förmlich hingeschlachtet worden ist, ohne daß, mit einer Ausnahme, ein ernstlicher Wider- stand auch nur versucht worden wäre.

Die Fahrt den Tigris abwärts wurde auf einem Kellek, einem von auf- geblasenen Schläuchen getragenen Floß, unternommen. Das alte Mosul führt heute keine „Musseline“, die bekannten Gewebe aus Gold oder Seide, mehr aus. Ihm gegenüber erheben sich zwei große Erdhaufen. Hier lag einstmals Ninive. Heute zieht der Arbeiter seinen Karren über die Paläste Sennacheribs und Assur- banipals.

Durch das Buch erhält der Leser eine klare Vorstellung von der Natur und den verschiedenen Völkern der durchreisten Gegenden. Die geschichtlichen An- gaben machen die Lectüre interessant. Der reiche Bilderschnitt verdient hohes Lob; von den Phototypien sind einige meisterhaft. Das ganze Buch zeugt von rascher und scharfer Beobachtungsgabe, von feiner Geistesbildung und geübter Darstellungskunst und kann auch neben den ältern und neuern Werken wie denen von Herrn und Frau Chantre oder von Vital Guinet nur empfohlen werden. Es liefert einen äußerst willkommenen Beitrag zu jener vielfach vergeblich ge- wünschtem Reiseliteratur, welche nicht nur ohne Gefahr für Glauben und gute Sitte, sondern direct zu deren Förderung jedermann in die Hand gelegt werden kann.

Joseph Schwarz S. J.

1. **Das Kreuz am Wege.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Jos. Börsch. 8°. (99 S.) Bonn, Hanstein, 1896. Preis brosch. M. 1.
2. **Thomas Münzer.** Ein Drama aus dem Bauernkriege von W. Runo. 8°. (128 S.) Bonn, Hanstein, 1896. Preis brosch. M. 1.

1. Wir begrüßen in diesem Trauerspiel einen muthigen und ermutigenden Versuch, mit einem tiefchristlichen Stoff nicht die Vereinsbühnen, sondern das große Theater zu erobern. Börsch hat seine Kunst schon einmal in seinem Drama „Wieland der Schmied“ erwiesen, wo er es unternahm, einen epischen Stoff der Mythe realistisch-dramatisch umzugestalten. Mit dem neuen Stück macht der Dichter den großen Schritt aus dem Lande der Sage und Götter in das der Geschichte und Menschen und fühlt hier dann auch festern Boden unter den Füßen. Selten dürfte das Schillersche Wort vom Fluch der bösen That, die fortzeugend Böses muß gebären, in einem Drama so handgreiflich zum Aus-

druck gebracht worden sein, wie in dem vorliegenden. Es bringt aber auch die Ergänzungswahrheit zur Anschauung, daß des Einzelnen Freiheit durch das werbende Böse nicht angetastet wird und das über den Unschuldigen durch den Schuldigen hereinbrechende Unglück einen reichen Ersatz findet. In diesem Satz und dem zweimal wiederkehrenden Motiv der Feindesliebe finden wir den leitenden Grundgedanken, der das Stück zu einem speciifisch christlichen, wenn auch nicht zu einem frommen im engern Sinne, macht.

Sehr geschickt hat der Dichter für sein Drama die Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Kriege gewählt; in sie hinein paßt seine blutige, gewaltsame dramatische Fabel wie in einen natürlichen Rahmen, abgesehen davon, daß eben diese Zeit der Phantasie einen geeigneten Spielraum für ihre Spiele mit Sagen und Legenden bietet. Ein reicher Kaufmann und Stadtrath hat in seiner Jugend ein Mädchen ins Unglück gebracht und später wissenschaftlich sein eigenes Kind als Findling adoptirt. Da aber niemand und am allerwenigsten der Knabe selbst das wahre Verhältniß merken soll, so wächst der Kleine nicht bloß ohne Liebe, sondern auch ohne Erziehung heran und lernt in seinem Beschützer mehr den Feind hassen als den Wohlthäter lieben. Er sucht sich seine Unterhaltung außer dem Hause und geräth in die Schule jedes Schlechten zu einem ehemaligen Landsknecht, den der Krieg in das Städtchen verschlagen hat. Er wird zum Spieler und Dieb und schließlich zum Vatermörder. Auf Drängen des Verführers muß er dann mit diesem die Heimat meiden, wo er ein unglückliches Mädchen zurückläßt. Ein Unschuldiger, der Bruder der Verlassenen, kommt in den Verdacht des Mordes und stirbt auf der Folter. Der Mörder kann schließlich die Tyrannei seines Verführers nicht mehr ertragen; dieser fällt von seiner Hand. An der Stelle des Mordes, wohin es den Vatermörder drängt, trifft er schließlich die von ihm Verlassene, die als Kindsmörderin aus der Stadt gepeitscht ist, und deren über das Schicksal ihrer Kinder irrsinnig gewordene Mutter; von Furien gehezt, eilt er in die Nacht hinaus und stürzt bei der Dunkelheit in einen Steinbruch, wo Vorübergehende ihn finden und auf einer Tragbahre zur Hütte der beiden Frauen bringen. Nachdem beide ihm verziehen haben, stirbt er. Natürlich ist die Handlung viel reicher und verwickelter, als wir dies hier andeuten können; das Gesagte aber wird genügen, zu zeigen, daß der Dichter es an Geschehnissen greifbarster Art nicht fehlen läßt. Man mag ja einigermassen bedauern, daß so viel Grelles und Graufiges in dem Stück vorkommt; es läßt sich sogar nicht läugnen, daß der Dichter eine gewisse Vorliebe dafür zeigt — allein es muß doch auch betont werden, daß aus der Behandlungsart hervorgeht, es sei dem Dichter nicht um den rohstofflichen Eindruck zu thun, sondern um ethische Ideen. Das fühlt jeder ernste Leser bald deutlich heraus, daß er es in Börsch zwar mit einem Modernen und Realisten, aber auch mit einem Dichter und tiefgläubigen Christen zu thun hat. Einzelne Motive und besonders mehrere allzu deutliche Ausdrücke lassen das Buch ja nicht als Lesung für Kinder empfehlen, der Erwachsene aber wird sich nicht stoßen, wenn er auch wünschen wird, der Dichter möge solche Sturm- und Drangshymptome bald überwinden.

Ein vollendetes Meisterwerk ist „Das Kreuz am Wege“ noch keineswegs. Die Charakteristik ist einzelne Male nicht befriedigend. So ist der Vater Dietrichs wohl nicht ganz begreiflich. Warum hat er dem Sohn keine standesgemäße Erziehung gegeben, nachdem er ihn einmal adoptirt hat? Wenn er so besorgt ist, als Ehrenmann dazustehen, warum spielt er dann wenigstens nicht den zärtlich besorgten und christlichen Vater? — Auch die zur Haushälterin gewordene Edelndame dürfte ihrem frühern Stande etwas mehr Rechnung tragen. Hätte man nicht die Andeutung des Syndikus, so würde man eine solche Vergangenheit bei ihr nicht ahnen. Seltsamkeiten laufen auch mit unter, z. B. das Hypnotisiren und der Darwinismus des alten Landsknechtes. Im übrigen aber ist dieser Walter ein Cabinetstück. Seine Schilderung des Krieges und seiner daraus entnommenen Lebensphilosophie ist vortrefflich. Die Erscheinung des Geistes wäre besser durch eine psychologische Motivirung ersetzt; Thatsache ist ja, daß es auch ohne Erscheinung den Mörder an den Ort des Frevels zurücktreibt. Ein Zeichen des noch gärenden Mostes sind auch einige lyrische Längen, die besonders im 5. Akt, wo doch naturgemäß alles ad eventum festinat, den Leser wirklich ungeduldig machen. Aber der Most ist edel, er wird sich klären. Möge der Dichter fest bleiben bei seinem christlichen Standpunkt und dann nur ruhig und unbeirrt fortfahren in seiner Art. Das jugendlich Stürmende, das falsch verstandene Kraftgenialische wird sich von selbst und durch das Studium klassischer Vorbilder verlieren.

Wir glauben im Hinblick auf die bisherigen Leistungen des Dichters in Börsch einen hervorragenden Dramatiker begrüßen zu dürfen, der unserer aufstrebenden katholischen Literatur, welche auf epischem und lyrischem Gebiete bereits vollgiltige Vertreter besitzt, auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, zu ihrem Rechte verhelfen wird.

2. Eine noch ungeübte, wohl jugendliche, aber doch achtenswerthe und vielverheißende Kraft versucht sich hier an der dramatischen Bewältigung eines gewiß interessanten historischen Stoffes und Charakters. Die Bauernkriege, ihre Ursachen, ihren Verlauf, ihre Thorheiten und Greuel, daneben die verschiedenartigen Naturen und Beweggründe ihrer Hauptführer, das alles sucht W. Kuno um die Hauptgestalt Münzers und seiner Schicksale dramatisch zu gruppiren und zu entwickeln. Die Verfolgungen, welche der junge, auf eigene Faust reform-süchtige Münzer überall von der officiellen Predigerschaft zu erdulden hat, haben ihn zum Empörer gemacht und treiben ihn zu den gleichfalls meuternden Bauern:

O, es ist bitter, wenn des Geistes Saat  
 Man so zertreten sieht, wenn von der Arbeit  
 Man jäh vertrieben wird ohn' Fug und Recht . . .  
 Kein Wunder, wenn das schwer bedrückte Volk  
 Dem Wunsche nach Empörung endlich folgt.  
 Wer täglich unverdient die Peitsche fühlt,  
 Den bannt nicht mehr die Scheu vor dem Gesetz.  
 Ich fühl' es fast in mir, gewaltig lodert,  
 Fast unzähmbar die Gluth in meinem Herzen:

Solch unerhörte Willkür zu beenden,  
 Vom Grunde aus, heut lieber noch als morgen! . . .  
 Wohl ging ich einst im strengen Studium  
 Der Gottesweisheit auf. Doch fing ich bald,  
 Durch manchen Lehrsatz aufgemuntert, an  
 Zu grübeln, ob auf rechtem Weg ich sei,  
 Und der Propheten Flammenworte weckten  
 In mir den Drang, die Lehre auch zur That  
 In diesem ird'schen Leben zu gestalten.  
 Und wie ich nun mein Volk zertreten sah,  
 Da peitscht sein großer Jammer mir mein Herz,  
 Er übertönte alles Studiums Lust  
 Und trieb mich in ein neues Arbeitsfeld.

. . . Aus tausend Klagestimmen

Gellst es ins Ohr mir stets: „Du mußt hier helfen.“  
 Ich hab's versucht in Güte gar zu oft,  
 Doch immer stieß ich auf den Widerstand  
 Der Obrigkeit und ihrer Machtgebote.  
 Und wenn ich hundertmal mir überlegte,  
 Ob es nicht sündhaft sei, der Obrigkeit  
 — Die doch die Pflicht nicht that — zu widerstreben,  
 So rief doch mein Gewissen tausendmal,  
 Daß solch ein Zustand Gottes Wort zuwider.  
 Da bin ich denn mit mir zu Rath gegangen  
 Und habe ernstlich alles durchgeprüft,  
 Mit meinem Gott hab' furchtbar ich gerungen.  
 Doch lauter steht es mir nun vor den Augen:  
 Hier läßt sich Ordnung mit Gewalt nur schaffen.

So entwickelt im Verlauf eines Gespräches der aus Nürnberg fliehende Münzer dem ältern Pfeiffer seinen Beruf. In einer folgenden Scene tritt der eraltirte Charakter des jüngern noch deutlicher hervor:

Pfeiffer: So ist dein Wollen rein; Freund, meine Hand,  
 Wir wollen treu zur Seit' einander stehen!  
 Münzer (heutig): Auf denn zum Kampf für Gott!  
 Pfeiffer (Münzer aufhaltend): Warum, o Münzer,  
 Stürmst du so ungestüm?  
 Münzer: Ich muß, ich muß!  
 Pfeiffer: Der Kampf ist schwer und lang, spar deine Kräfte!  
 Laß deine Jugend nicht sie schnell vergeuden!  
 Münzer: O Pfeiffer, hemme nicht mein Thun!  
 Pfeiffer: Halt Maß!  
 Wie willst den Kampf zu End' sonst führ'n?!  
 Münzer (energisch): Ich will!!

Mit seinem Enthusiasmus reißt er denn auch anfangs alles fort; der erste Sieg weckt schon die Parteien. Sehr geschickt sind die Abstufungen: Meßler,

Fäcklein und Konz, als die Verkörperung der verschiedenen Triebkräfte des Auf-  
rührs, dargestellt, die nach und nach sich dem fanatischen Idealismus Münzers  
entgegenstellen und ihm die Führerrolle streitig machen. Immer neu enttäuscht,  
redet sich der Verblendete immer wieder Muth ein, bis er schließlich von allen  
verlassen zu der tragischen Erkenntniß eines verfehlten Lebens kommt.

... Jetzt ist es aus mit mir.

Ah, das ist nun des ganzen Ringens Ende:  
Mein Volk zertreten mehr noch als zuvor.  
Und wo ich hinschau', gibt es keine Gnade.  
Gott Vater, kennst du wirklich kein Erbarmen?  
Dein Volk ist's ja, das hier so furchtbar leidet! —  
(Pauze.) Er steht nicht bei in dieser höchsten Noth! — —  
Will dein allmächt'ger Wille gar verhindern,  
Daß diese Bauern frei sich nennen sollen? — — —  
Ah, würdig soll der Freiheit der nur sein,  
Der selbst sich kann beherrschen, selbst sich zügelt!?  
(Gebrochen.) Unwürd'ge wollte ich zur Freiheit führen!  
Ich kämpfte gegen einen höhern Willen!  
Von ihm zerschmettert, geh' ich nun zu Grunde! —

Dieses tragische Leitmotiv scheint uns recht gut durchgeführt. Auch die  
andern Personen sind alle plastisch herausgearbeitet. Im Stoff selbst liegt  
freilich manches Grelle und Sprunghafte, um nicht zu sagen Willkürliche, das  
der jugendliche Dichter noch nicht ganz zu einer klaren, ruhig fortschreitenden  
Handlung abzutönen gewußt hat; aber es ist doch wirklich dramatische Kraft  
vorhanden, die den leichten Anflug der „Moderne“ wohl abstreifen wird, und  
die statt durch lange Zwischenbemerkungen durch die Rede selbst alle Nuancen  
und Erklärungen gibt.

Es ist uns etwas aufgefallen, daß auch nicht ein einziger Freund der  
Bauern vorgeführt wird, der ihr Elend auf legalem Wege zu heilen suchte, und  
daß neben den bauernschänderischen Herren auch nicht einer eingeführt wird, der  
das richtige Verhältniß der Grundherrschaft zu den Bauern zur Geltung brächte.  
Die Sache hätte sich um so leichter gemacht, als schon ein Kloster in dem Stück  
vorkommt und das alte Sprichwort doch sagt: Unterm Krummstab ist gut  
wohnen. Wie dem auch sei, „Thomas Münzer“ ist eine tüchtige Erstlings-  
arbeit, die, ihrer ganzen Anlage nach zu schließen, noch Besseres von ihrem Ver-  
fasser erwarten läßt.

W. Kreiten S. J.

## Empfehlenswerthe Schriften.

(Kurze Mittheilungen der Redaction.)

**Compendium Theologiae moralis ab Aloysio Sabetti S. J.** in Collegio Woodstockiensi, M. D., Theologiae moralis Professore. Editio tertiadecima novis curis expolitor. 8°. (XVI et 896 p.) Ratisbonae, Pustet, 1897. Preis geb. in Halbl. M. 9.60.

Der volle Titel macht den Leser sofort mit dem wesentlichen Inhalt und der Form des Werkes bekannt: der Verfasser bezeichnet es als eine Neubearbeitung des überall bekannten Compendiums der Moralktheologie von Gury unter Benutzung derjenigen Bereicherungen, welche es durch die Noten Wallerinis erfahren hatte, und mit besonderer Rücksicht auf die nordamerikanischen Verhältnisse. Man hat in der That in dem stattlichen Bande nach Form und Anlage ganz das Gury'sche Werk, manchmal auch sachlich den alten Text; aber dennoch ist es ein selbständig durchgearbeitetes, ganz auf die actuellen Verhältnisse berechnetes und nach den neuesten kirchlichen Entscheidungen weitergeführtes Lehrbuch. Die rasche Verbreitung, welche es, besonders in Amerika, für das erste Studium der Moral gefunden hat, beweist, daß es recht geeignet ist, den jungen Priestercandidaten in die wichtige und sorgenvolle Arbeit des Beichtstuhles und der Seelsorge einzuführen und ihm auch später noch ein werthver Rathgeber zu sein.

**Die anglicanischen Weihen und ihre neueste Apologie.** Ein Beitrag zur Lösung der Frage betreffend ihre Gültigkeit. Von Dr. theol. Reichsfreiherrn von Hackelberg-Landau, Canonicus an der Metropolitankirche zu Wien. Mit Druckerlaubnis des f. b. Seckauer Ordinariates. 8°. (61 S.) Graz, Styria, 1897. Preis 70 Pf.

Autoritative Lösung hat die Frage über Gültigkeit oder Ungültigkeit der anglikanischen Weihen durch die Bulle Leo's XIII. vom 13. September 1896 gefunden. Die wissenschaftliche Begründung, welche das höchwichtige päpstliche Actenstück dem entscheidenden Endurtheil beifügt, ist von großem Belang für die theoretische Erörterung der Frage über die Sacramentenlehre im allgemeinen, über die erforderliche Intention, über die wesentlichen Bestandtheile bzw. wesentlichen Mängel der Materie und Form. — Die hier angezeigte Schrift war schon fertiggestellt, als die päpstliche Entscheidung erfolgte. Daß infolge dieser nichts an ihr brauchte geändert zu werden, gereicht ihrer dogmatischen Correctheit gewiß zur Empfehlung. Formell lehnt sie sich ganz an die auch in diesen Blättern (Bd. XLIX, S. 1) besprochene anglikanische Arbeit *De hierarchia anglicana* von Denny und Vacey an; die dort aufgestellten Sätze, durch welche die genannten anglikanischen Diakone ihre Weihen als gültig zu erweisen bemüht sind, werden der Reihe nach entkräftet. Man hat daher in der nicht umfangreichen Broschüre eine werthvolle Zusammenstellung der für die Beurtheilung der anglikanischen Weihen maßgebenden geschichtlichen Begebenheiten, sowie auch eine theologisch gründliche Abschätzung der für und wider in die Waagschale gelegten dogmatischen Momente. Durchgehends stimmen wir den Ausführungen durchaus bei; einige Sätze jedoch müssen wir beanstanden. Zu letztern rechnen wir besonders, was S. 23 gesagt wird bezüglich etwaiger

Änderungen an der von der kirchlichen Autorität festgestellten Form. Der Herr Verfasser scheint bei einem Abweichen von einer solchen Form auch dann die Ungiltigkeit des Sacramentes anzunehmen, wenn selbst der nach Christi Willen wesentliche Sinn zum Ausdruck käme. Das dürfte schwerlich passen zu dem Bekenntniß der Kirche, daß sie über das Wesentliche der Sacramente keine Gewalt habe (Trierer Concil, S. 21 C. 2). Deshalb dürfte auch die S. 24 und 25 bekämpfte Ansicht Gasparri's nicht so sicher als unhaltbar gelten müssen, wenngleich sie nicht praktisch befolgbar sein kann. Einen andern Punkt, S. 28, wollen wir noch erwähnen, wo unseres Erachtens eine zu weitgehende Folgerung aus einer von Gasparri mitgetheilten Antwort des heiligen Officiums gezogen wird. Dem heiligen Officium wurde der Fall vorgelegt, daß die Weihen erteilt seien „*manibus haud amplius extensis, dum orationem pronuntiat . . .*“ Damit ist nicht gesagt, daß nach der Handauslegung auf die einzelnen Weihcandidaten gar keine *extensio manuum* erfolgt sei, sondern nur, daß diese *extensio manuum* früher aufgehört habe, als das Pontificale vorschreibt. Wenn daher auch das heilige Officium die Weihe für gültig erklärt hat, so folgt daraus noch nicht, daß jene *extensio manuum*, ohne die Gültigkeit zu gefährden, ganz in Wegfall kommen könnte. So sehr wir theoretisch dazu neigen, der Ansicht des Herrn Verfassers beizutreten, so wenig können wir die Frage praktisch für endgiltig erledigt halten. — Hoffentlich wird der hochw. Herr Verfasser nicht lange anstehen, seine ausführliche Arbeit über das Wehesacrament zu veröffentlichen. Die vorliegende Schrift berechtigt zu der Erwartung, daß die theologische Literatur durch jene Arbeit eine werthvolle Bereicherung erfahren werde.

**The See of St. Peter, the Rock of the Church, the Source of Jurisdiction and the Centre of Unity** by T. W. Allies. 8°. (XVII and 182 p.) London, Catholic Truth Society, 1896. Preis *Sh.* 1.

**St. Peter, his Name and his Office.** By T. W. Allies with a preface by L. Rivington. 8°. (XVI and 332 p.) London, Catholic Truth Society. Preis *Sh.* 1½.

Die Prüfung der Beweise für den Primat des Papstes als Nachfolger Petri war für Newman und viele seiner Freunde nicht der Ausgangspunkt, sondern der Endpunkt ihrer Forschung. Herr Allies, von Newman angeregt und vielfach beeinflusst, wählte den kürzern Weg nach Rom. In der ersten, schon 1850 erstmals veröffentlichten Schrift wies er an der Hand der Geschichte nach, daß die katholische Kirche der Felsengrund, die Quelle der geistlichen Gewalt und das Centrum der Einheit sei. Statt wie seine Religionsgenossen bei den ersten zwei Jahrhunderten stehen zu bleiben und die Autorität des Papstes zu verwerfen, weil es an klaren und überzeugenden Beweisen dafür fehle, daß derselbe in den zwei ersten Jahrhunderten denselben Einfluß ausgeübt wie im 4. und 5. Jahrhundert, kam Allies zu dem Schlusse, daß die Kirche gleich jedem lebendigen Organismus sich allmählich entwickelt, daß ihre Träger nicht auf einmal alle ihre thatsächlichen Machtbefugnisse ausgeübt hätten. Durch die Beherrschung des kirchengeschichtlichen Stoffes ward das Auge des Verfassers geschärft bezüglich der Beweise für den Primat Petri in der Bibel. Diese Bibel- und Väterstellen, welche früher dem in protestantischen Vorurtheilen befangenen Verfasser keinen Beweis für den Primat Petri geliefert hatten, erschienen ihm 1852, als er zum ersten Male „*St. Peter, his Name and his Office*“ herausgab, in ganz anderem Lichte. Die Beweisführung ist in dieser Schrift durchweg geistreich und überzeugend; die Stellen aus den Vätern sind gut gewählt.

Wir möchten hier noch ganz besonders aufmerksam machen auf die geistreichen Parallelen zwischen Abraham und Petrus, zwischen Petrus und Judah. Sehr gut sind die Bemerkungen über das Verhältniß Petri zu Johannes, zum Collegium der Apostel. Die Inhaltsangabe ist, wie bei englischen Büchern so häufig, sehr ausführlich und orientirt den Leser vortrefflich über den Gedankengang des Buches, das schon darum so interessant ist, weil es den Verfasser in die katholische Kirche geführt hat.

### **Das Gebet nach der heiligen Schrift und der monastischen Tradition.**

Von einem Mitgliede des Ordens des hl. Benediktus. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mainz. Mit kirchlicher Approbation. 8°. (XII u. 208 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis M. 2.50.

Die Schrift ist besonders für solche berechnet, welche der christlichen Vollkommenheit nachstreben, und mehr noch für diejenigen, welchen die Leitung solcher Seelen anvertraut ist. Sie bietet eine Beschreibung des Gebetes auf seinen verschiedenen Stufen bis zum höchsten Gipfel der mystischen Vereinigung der Seele mit Gott. Mit Rücksicht darauf ist auch begreiflich, daß der Herr Verfasser sich etwas stark gegen Befolgung einer Methode beim innerlichen Gebete ausspricht (Kap. 1). Werden da die höhern Stufen des innerlichen Gebetes gemeint, so ist nichts richtiger als das: sie beruhen mehr auf der Thätigkeit des Heiligen Geistes im Menschen als auf der Thätigkeit des Ickern; es wäre daher unnütz und verkehrt, Methoden angeben zu wollen für etwas, was außerhalb der Wirkphäre des Menschen liegt, auch des Menschen unter dem Einflusse der gewöhnlichen, allen zugänglichen Gnadenhilfe Gottes. Bezüglich der gewöhnlichen Gebetsweisen ist etwas Methode ganz gewiß nicht vom Uebel, sondern sehr ersprießlich, wenn sie nur nicht zur Schablone wird, sondern gebührend die individuelle Freiheit wahrt. Uebrigens stellt das der Herr Verfasser auch so wenig in Abrede, daß er besonders im 8. und 10. Kapitel ausdrücklich mehreres angibt, was zur richtigen Uebung des gewöhnlichen Gebetes gehört. — Charakteristisch und besonderes Interesse erweckend ist an der Schrift, daß die verschiedenen Gebetsweisen und -stufen angelehnt werden an das liturgische Gebet der kirchlichen Tageszeiten. Daher werden alle, wenn sie auch den höhern Gebetsstufen noch so fern stehen, aus der Lesung des Buches den hohen Nutzen schöpfen können, in der Hochschätzung des kirchlichen Stundengebetes und im Eifer einer guten und andächtigen Verrichtung desselben sich wieder zu erneuern und darin zu wachsen. Nur einer Klasse möchten wir das Buch nicht rückhaltlos empfehlen, solchen nämlich, welche bezüglich des geistlichen Lebens eine schwärmerische Anlage haben; diese könnten versucht werden, sich außergewöhnliche Gebetsweisen aneignen zu wollen, zu denen sie weder vorbereitet noch berufen sind.

**Die Betrachtungen über das Leben Christi** vom hl. Bonaventura aus dem Orden der Minderen Brüder, Cardinal der heiligen röm. Kirche, Bischof von Albano, Kirchenlehrer. Ins Deutsche übertragen von Joh. Jak. Hansen, Pfarrer. 8°. (XVI u. 263 S.) Paderborn, Bonificius-Druckerei, 1896. Preis M. 1.50.

Das Büchlein der Betrachtungen über das Leben Christi ist eine der anziehendsten Schriften des heiligen Lehrers. Es ist keine gelehrte Erzelese, welche der Heilige hier dem Leser bietet, aber es sind so kindlich fromme Erwägungen und so innige, gemüthsvolle Anregungen, daß sie ein Genuß sind für das Herz eines

Christen und zugleich ein kräftiger Sporn für den Willen zu jeglicher Tugend und enger Nachfolge des Erlösers. Sie sind ein Muster von lebendiger Vergegenwärtigung der betreffenden Geheimnisse des Lebens und Leidens unseres Herrn, und persönlicher Antheilnahme an denselben, welche für das betrachtende Gebet von so großer Wichtigkeit ist. Die deutsche Uebersetzung ist einfach und fließend. Es ist eine recht verdienstvolle Arbeit gewesen, das Büchlein auf diese Weise den deutschen Lesern nutzbar zu machen. Es dürfte sich nicht bloß als Hilfsmittel zur Betrachtung empfehlen, sondern wird auch als fromme Lesung, zumal für die Advents- und Weihnachtszeit, sowie für die Fastenzeit, den katholischen Familien höchst dienlich sein.

**Maria, die Mutter Jesu.** Ein Lebensbild der allerseiligsten Jungfrau und Gottesmutter, auf Grund der hl. Schrift, der Kirchenväter, der theol. Schriftsteller u. von C. H. I. Jamar. Uebersetzt von Fr. Prim, Priester der Diöcese New-Orleans in Amerika. 8°. (VI u. 510 S.) Trier, Paulinus-Druckerei, 1896.

Die Heilige Schrift sagt uns zwar nur wenig, aber recht Inhaltschweres von dem Leben der Gottesmutter. Gestützt auf die kurzen geschichtlichen Notizen des Evangeliums und auf die Prophetien und Vorbilder des Alten Testaments, hat jedoch die Begeisterung der kirchlichen Schriftsteller, von den heiligen Vätern der ältesten Zeiten angefangen, kaum Grenzen gefunden, um in frommer Betrachtung und hoher Lobpreisung Maria und die einzelnen Phasen ihres Lebens den Gläubigen im schönsten Bilde vollständig zu zeichnen. Vorliegendes Werk ist eine höchst anmuthige Blumenlese aus der ganzen christlichen Tradition bis zu der jüngsten Zeit herab. An den geschichtlichen Lebenslauf der seligsten Jungfrau sich anlehnend, oder vielmehr bis in den ewigen Plan Gottes zurückgreifend, durchgeht der Verfasser alle Geheimnisse des Lebens Marias zum Zwecke ascetischer Verwerthung. Den Ergebnissen der historischen Kritik ist nicht immer so viel Rechnung getragen, wie man es auch bei einem Erbauungsbuch wünschen muß, mag auch bei einem solchen dieser Umstand weniger schwer ins Gewicht fallen. Durch das ganze Buch weht eine so innige und wohlthuende Verehrung zu Maria, daß der Leser es nicht beiseite legen wird, ohne seine eigene Andacht und Verehrung neu geweckt und genährt zu haben. Mustergiltig ist vor allem die Partie „Maria während des bitteren Leidens Jesu“. Sie ist nicht nur reich an ergreifenden Schilderungen, sondern belehrt auch den Leser über die tiefe Bedeutung der Theilnahme Marias an der Erlösung der Welt und ihre eingreifende Stellung im ganzen göttlichen Heilsplane. Auch der Uebersetzung des Buches als solcher darf das Lob gespendet werden, daß man ihr die Uebersetzung wenig anmerkt. Ob die genealogische Tabelle am Ende des Werkes, von welcher im Verlauf desselben einigemal die Rede ist, in der Feder stecken blieb oder ob sie bloß in dem uns vorliegenden Recensions-exemplar fehlt, vermögen wir nicht zu entscheiden.

**Kleines Ablaßbuch.** Auszug aus P. Franz Beringers größerem Werke „Die Ablässe, ihr Wesen und ihr Gebrauch“. Von Joseph Hilgers, Priester der Gesellschaft Jesu. Mit Approbation der heil. Ablaßcongregation. Kl. 8°. (XXXI u. 458 S.) Paderborn, Schöningh, 1896. Preis M. 3.

Das allgemein geschätzte, ja in seiner Art klassische Werk „Die Ablässe“ des Consultors der heiligen Ablaßcongregation P. Beringer S. J. hat bei den häufig wiederholten Auflagen allmählich einen solchen Umfang angenommen, daß eine kürzere Bearbeitung desselben schon längst ein berechtigter Wunsch vieler war. Das hier

zur Anzeige gebrachte „Kleine Ablassbuch“ bietet jetzt das Gewünschte, und was doppelt erfreulich, der Bearbeiter hat seine Aufgabe in vortrefflicher Weise gelöst. Selbstverständlich wurde der allgemeine, theoretische Theil auf das Wesentlichste beschränkt, und auch in der Angabe und Erklärung der einzelnen Ablässe wurde sichtlich die größte Kürze angestrebt. Dennoch darf man behaupten, daß nichts Wichtigeres in dem handlichen Buche fehlt, und daß insbesondere fast ausnahmslos auch über die einzelnen Ablassbewilligungen, welche sich im größern Werke finden, das Nöthige mitgetheilt ist, vor allem der vollständige Wortlaut der Ablassgebete. Freilich muß man dabei — ganz vollkommen ist ja nichts hier unter der Sonne — den vielfach sehr kleinen Druck mit in den Kauf nehmen. Die Anordnung ist sehr übersichtlich, und dazu erleichtern das Auffinden des Einzelnen drei muster-giltige Register, darunter ein alphabetisches und eines, welches den praktischen Gebrauch des Buches für Andachtsübungen erleichtert, indem es die Gebete für Morgen- und Abendandacht, für die heilige Messe, für Beicht- und Communionandachten u. s. w. zusammenstellt; übrigens wird P. Hilgers, wie wir vernehmen, demnächst auch ein eigenes Ablassgebetbuch herausgeben. Ein Anhang enthält die gebräuchlichsten Weihformulare. Die größte Empfehlung des Buches liegt darin, daß dasselbe, ähnlich wie das ausführliche Werk des P. Beringer, von der heiligen Ablasscongregation selber geprüft und gutgeheißen worden ist. So wird das „Kleine Ablassbuch“, von dem bereits eine französische Uebersetzung in Vorbereitung ist, gewiß recht bald nicht nur im Clerus, sondern auch in Laienkreisen als zuverlässiger Führer geschätzt und benützt werden.

**Institutiones philosophicae, quas Romae in Pontificia Universitate Gregoriana tradiderat P. Ioannes Iosephus Urraburu S. J. Volumen quintum: Psychologiae pars secunda. 8°. (VIII et 1204 p.) Vallisoleti, Cuesta, 1896. In Commission bei Herder in Freiburg. Preis Fr. 12.60.**

Auf den in diesen Blättern (Bd. XLVIII, S. 458) aufs wärmste empfohlenen ersten Theil der Psychologie des P. Urraburu ist nunmehr der zweite gefolgt. Derselbe, noch umfangreicher als der erste, führt die Psychologie ein gutes Stück weiter, aber noch nicht zu Ende. Während der erste Band in vier Disputationen über die Natur und den Ursprung der Lebewesen im allgemeinen sowie über die Pflanzen und Thiere insbesondere handelt, wendet der zweite sich der Lehre vom Menschen zu. Es werden zunächst die Thätigkeiten und Fähigkeiten des Menschen im allgemeinen erklärt (Disp. I), darauf Natur, Object und Princip der Erkenntniß näher beleuchtet (Disp. II); dann erst folgen die ausführlichen Darlegungen über Sinneserkenntniß (Disp. III) und über Verstandeserkenntniß (Disp. IV), denen sich wie ein Anhang unter dem Titel: De quibusdam cognitionis accidentibus das Wichtigste über Schlaf, Träume, Somnambulismus, Hallucinationen und Geistesstörung anschließt (Disp. V). Im folgenden Bande haben wir demgemäß noch die Disputationen über das sinnliche Begehrungsvermögen und den Willen sowie die Behandlung der übrigen auf die menschliche Seele und das compositum humanum bezüglichen Fragen zu erwarten. Auch angesichts des neu erschienenen Bandes können wir nur das früher dem Werke gespendete Lob wiederholen. Die Anordnung ist klar und übersichtlich. Die ebenso gründliche wie ausführliche Behandlung der einzelnen Fragen bekundet eine staunenswerthe Beherrschung des Lehrstoffes und der einschlägigen Literatur. Während der hochw. Verfasser vor allem

die Autorität des hl. Thomas hochhält, läßt er auch die andern angesehenen Vertreter der Scholastik zu ihrem Rechte gelangen. Aber auch den Ergebnissen der modernen Forschung, besonders auf dem Gebiete der Physiologie, schenkt er überall die ihnen gebührende Beachtung. Die Beweisführung selbst ist packend und lichtvoll, und sie wirkt, da sie größtentheils schon durch die vorhergehenden Erklärungen vorbereitet ist, auch bei kürzerer Fassung durchweg überzeugend. Auch dieser Band legt wiederum sowohl für die umfassende Gelehrsamkeit wie für die hervorragende Lehrgabe des hochw. Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab.

**Fabrikantensorgen.** Von Heinrich Freese. 8°. (66 S.) Eisenach, Willens, 1896. Preis M. 1.

Der Herr Verfasser übergibt unter diesem Titel der Leserschaft die fünf Vorträge, welche er in dem national-ökonomischen Lehrkursus des evangelisch-socialen Congresses, Herbst 1896, in Berlin gehalten hat. Die Hauptpunkte, um welche sich die Forderungen der Arbeiter, besonders der Fabrikarbeiter, und die Sorgen der Arbeitgeber bewegen, kommen hier zur Besprechung, und zwar — das wird jeder Leser zugestehen müssen — in einem recht arbeiterfreundlichen Sinne. Wohl hält es der Verfasser für ausgeschlossen, daß die Industrie in der nächsten Zeit noch stärker belastet werden könnte durch neue und erweiterte Versicherungsgesetze zu Gunsten der Arbeiter; allein er gibt bei einer Reihe von Arbeiterforderungen oder -aufbesserungen zu, daß dieselben verwirklicht werden können, ohne der Industrie wesentlich zu schaden. Zuerst befürwortet er eine noch weit beträchtlichere Einschränkung der Fabrikarbeit für verheiratete Frauen. Dann tritt er für eine Verkürzung des Maximalarbeitstages ein, in der Ueberzeugung, daß dadurch weder der Fabrikant leiden noch der Arbeiter eine Lohnverkürzung erfahren werde; er tritt sogar entschieden für den Achtstundentag ein, welcher als allgemeine Norm für alle Arbeitszweige wohl nicht zu befürworten sein dürfte. Der dritte Punkt, welcher hervorgehoben wird, sind Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse, und zwar in dem Sinne, daß bei den Fabrikeinrichtungen den Arbeitern möglichst viel Raum gelassen werde, um selbst durch ihre Vertreter zur Feststellung und Controllirung mitzuwirken. Für die befriedigende Lösung der Lohnfrage steht der Verfasser nicht an, in den Kreis der geeigneten Mittel eine gewisse Gewinnbetheiligung der Arbeiter mit hineinzuziehen. Er saßt jedoch dieselbe auf als eine Zulage zur festen Lohnrate und will sie zunächst auf einen recht bescheidenen Procentsatz einschränken, glaubt dann aber auch alle entgegenstehenden Bedenken für hinfällig erklären zu können. Im letzten Kapitel über die Arbeiterwohnungsfrage entrollt der Herr Verfasser ein Bild, welches man nicht düster, nein geradezu grauenhaft nennen muß, bezüglich der Wohnungsnoth der Arbeiter in Großstädten, welches aber auch die Ausbeutungssucht gewisser Klassen von Besitzenden in ein ebenso grauenhaftes Licht setzt. Hier thut Abhilfe dringend noth. — Aus dieser kurzen Angabe des Inhalts der Broschüre ersieht der Leser, daß der Herr Verfasser der materiellen Aufbesserung der Arbeiterklasse warme Sympathie entgegenbringt, und da er in seinen eigenen Fabrikanlagen nach der von ihm gezeichneten Richtung vorgegangen ist — daß er praktisch bemüht ist, der Unzufriedenheit der Arbeiter den Boden zu entziehen. Dennoch bezweifeln wir sehr, ob alles das die Wogen der socialen Sturmfluth glätten wird, solange nicht der allein die Leidenschaften bändigende Factor der Religion hinzukommt. Nur wo Gott und Christus das Band zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ist, welches sie als Glieder einer Gottesfamilie zusammenfaßt, kann eine dauernde und befriedigende Ausglei chung der Klassenunterschiede Platz greifen.

**Clovis et la France au Baptistère de Reims** par F. Tournier S. J.  
8°. (216 p.) Tournai, Desclée et Co., 1896.

Der Verfasser will nicht den selbständigen Forscher und Historiker spielen. Aus den Arbeiten von G. Kurth, Lecoy de la Marche, Abbé Gorini, und namentlich aus den schönen Aufsätzen der PP. Chérot und Zubaru in den *Études religieuses* wird das Sicherste und auch das Schönste zu einer Art begeisterter Festschrift zusammengefaßt. Diese Festschrift gilt, wie die Chlodwigfeier in Reims, an welche sie anknüpft, nicht so sehr der Person des ersten christlichen Frankenkönigs, als dem providentiellen Acte seines Eintritts in die katholische Kirche durch die vom hl. Remigius ihm gespendete Taufe. Die Bedeutung dieses Ereignisses, die Ursachen desselben, die beteiligten Factoren, Vertlichkeit und Ceremonien u. werden in gehobenem Tone geschildert. Man könnte das Buch überschreiben: Betrachtungen oder Seelenergüsse über die Taufe Chlodwigs nach dem Berichte bei Gregor von Tours. Die Darstellung ist reich an packenden Gedanken, von sehr schöner Sprache und von großer Wärme, nur vielleicht etwas zu rhetorisch gehalten für den nüchternen deutschen Geschmack. Ein mehr wissenschaftlicher Anhang (38 S.) soll das historische Fundament der vorausgehenden Betrachtungen sicherstellen. Der Nachweis, daß Gregor von Tours seinen Bericht über Chlodwigs Taufe getreu aus der ältern *Vita S. Remigii* herübergenommen, und dieser Bericht von einem Zeitgenossen des Heiligen, einem Geistlichen der Reimser Kirche, herrühre, scheint hier überzeugend erbracht. Daß aber dieser Geistliche der Königin Chlotilde bei ihrer Unterredung mit Chlodwig zur bessern Ausstaffirung Aussprüche aus alten Martyreracten in den Mund lege und die Worte der Königin etwa aus den Acten des hl. Theodotus geschöpft haben könne (S. 188), das scheint ein Tribut an die heutige wissenschaftliche Mode, zu der ein ausreichender Grund kaum vorliegen dürfte. Man wird schwerlich auch nur die Unwahrscheinlichkeit darthun können, daß Chlotilde auf Grund ihrer eigenen christlichen Erziehung und Bildung ähnliches gesprochen, und daß sie auch diese Unterredung dem Inhalte nach dem hl. Remigius berichtet habe. In der „Conclusion“ (I. Gesta Dei per Francos II. La nation prédestinée) wie auch in der etwas unvermittelten Heranziehung der hl. Olga und Wladimirs von Rußland (S. 47) zeigt sich der Verfasser als warmen Patrioten, was ihm gewiß niemand zum Vorwurf machen wird.

**Annegarns Weltgeschichte** in acht Bänden. Neu bearbeitet und bis zur Gegenwart ergänzt von Dr. August Enck, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn, und Dr. Victor Huyskens, Oberlehrer am Realgymnasium zu Münster. Siebente Auflage. 8°. (346, 318, 366, 328, 376, 380, 394, 388 S.) Münster i. W., Theissing'sche Buchhandlung. Preis broschirt M. 16, geb. in 4 eleganten Halbfranzbänden M. 22.

Selten kann man heutzutage ein umfangreiches Geschichtswerk so rückhaltlos und freudig empfehlen wie den hier in neuer Auflage vorliegenden Annegarn. Mit einer farbenreichen und fesselnden Schilderung verbinden sich praktische Anordnung, weiter Blick, gesundes Urtheil und echt christlicher Sinn. Zahlreiche, oft ganz vortreffliche Charakter schilderungen und allerliebste culturgeschichtliche Zeitgemälde, welche die Darstellung der kriegerischen Ereignisse und politischen Händel auf ein richtigeres Verhältniß einschränken, als dies gewöhnlich geschieht, verleihen dem Buch als Jugend- und Volkslectüre einen nicht bloß reichbelehrenden, sondern auch erziehlischen Charakter. Man darf das Werk des alten Annegarn unbedenklich als ein Meister-

stück bezeichnen und als ein überaus empfehlenswerthes, ganz vortreffliches Belehrungs- und Bildungsmittel für jung und alt. Einer der Vorzüge Annegarns, das Erhebende, Große und Schöne überall in den Vordergrund zu stellen, verleitet ihn vielleicht zuweilen, einzelne Charaktere über Gebühr zu idealisiren, wie dies bei Galilei auffällt, der kaum mit Recht als das Opfer fremden Neides dargestellt wird. Die Herausgeber der neuen Auflage haben das Verdienst, nach dem Stande der heutigen Forschung die frühere Darstellung ergänzt und berichtigt zu haben und dies auf eine recht geschickte, dankenswerthe Weise. Im VIII. Bande haben sie die Darstellung bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, und was die Lebendigkeit der Darstellung und die christliche Grundauffassung angeht, ist die Fortsetzung des alten Annegarn würdig. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß Kriegsgeschichte und politische Verwicklungen hier weit stärker hervortreten, die Charakteristiken seltener, die culturgeschichtlichen Abschnitte dürftiger und manchmal zu einer bloßen Aufzählung von Namen werden. Schwerlich würde Annegarn dem Krieg von 1866/30, dem von 1870/41 Seiten gewidmet, dagegen Erscheinungen wie Garcia Moreno, Ozanam, Hermann v. Wicari u. dgl. ganz mit Stillschweigen übergangen, andere nicht minder bedeutende in wenigen Worten nebenbei abgemacht, den Aufschwung katholischen Geisteslebens seit 1850 in fast allen europäischen Ländern sozusagen ignorirt haben. Auch wäre bei Annegarns feinem Sinn für Charaktere der Abschnitt über Ludwig I. von Bayern schwerlich dahin ausgefallen, daß nach acht Zeilen Anerkennung für seinen „Kunstsin“ über eine Seite (d. h. das siebenfache) zu einer detaillirten und nicht einmal ganz zutreffenden Darstellung der Vola-Affaire geworden wäre. Damit soll keineswegs das Verdienst der Herausgeber geschmälert, sondern nur der Wunsch angedeutet sein, bei künftigen Auflagen auch in diesem achten Bande dem Geiste und der berechtigten Eigenthümlichkeit Annegarns noch mehr Geltung verschafft zu sehen.

**Rudemare.** Journal d'un prêtre Parisien 1788—1792. Avec préface et notes de Ch. d'Héricault. 8°. (XXX et 121 p.) Paris, Gaume & Cie, 1896.

Dieses Tagebuch, herausgegeben nach einer im Besiz des Stiftskapitels Notre-Dame zu Paris befindlichen Handschrift, kann zwar auf höhere geschichtliche Bedeutung keinen Anspruch machen, wirkt aber immerhin einige interessante Streiflichter auf den Ausbruch der großen französischen Revolution, sowie auf die damaligen Zustände in Belgien. Da nämlich der noch junge Priester Rudemare, obwohl erst kurz zuvor von seinem Erzbischofe auf eine ganz haltlose Anklage hin sehr ungerecht behandelt, dennoch der Kirche treu und standhaft ergeben im Jahre 1791 den geforderten antikirchlichen Eid verweigerte, mußte er schon anfangs Februar nach Belgien flüchten, und so schildert uns der größere Theil des Tagebuches (S. 27—109) seine Reiseerlebnisse in Belgien und bringt dabei allerlei Notizen über die Merkwürdigkeiten, Bauten, Kunstwerke u. s. w. der belgischen Städte, die für den Kunsthistoriker nicht ganz ohne Interesse sein dürften. Erst die letzten Seiten (110—121) führen uns wieder nach Paris zurück, wo die Wogen der Revolution bereits immer höher steigen. In den ersten Monaten des Jahres 1792 konnte Rudemare sich noch öffentlich in Priestertracht zeigen und las seine heilige Messe wiederholt in der königlichen Kapelle. Hier sah er Ludwig XVI. und seine Familie zum letztenmal am Charfreitag bei der Anbetung des heiligen Kreuzes. Schon um Ostern mußte der sonst muthige Priester die Priestertracht mit Weltkleidern vertauschen und sich in

der Vorstadt St. Antoine nach einem sichern Schlupfwinkel umsehen. Hier konnte er noch einige Zeit priesterliche Functionen vornehmen. Die Lage wurde indes stets bedenklicher, und Rudemare athmete auf, als ihn das Verbannungsdecret vom 26. August 1792 weiteren Fährlichkeiten entzog. Hier bricht das Tagebuch ab. Im Vorwort gibt der Herausgeber einige kurze Nachrichten über das spätere Leben Rudemares, der noch die Juli-Revolution von 1830 in Paris miterlebte und erst am 16. Juli 1841 als Greis von 83 Jahren in Havre starb.

**Les amis des saints.** Par Ch. d'Héricault. 12°. (251 p.) Paris, Gaume & C<sup>ie</sup>, 1897.

Das Leben der Heiligen hat allezeit und allenthalben eine Lieblingslectüre des katholischen Volkes gebildet, während es in den Kreisen der sogen. Gebildeten nur zu oft durch rein weltliche Biographien großer Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Gelehrten, Dichter und Künstler, oft durch eine leichte und nichts weniger als erbauende Memoiren-Literatur zurückgedrängt wurde. Die Absicht des geistreichen, stilgewandten Verfassers geht nun in diesem Schriftchen offenbar dahin, auch in jenen den christlichen Idealen mehr oder weniger entfremdeten Kreisen wieder Interesse, Andacht und Begeisterung für die Heiligen zu erwecken, sie in schöner, anziehender Form dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen und zur Pflege ihrer Verehrung und Nachahmung anzuregen. Er hat sich hiezu einen der schönsten, gewinnendsten Gesichtspunkte, jenen der „Freundschaft“, gewählt. Mit derselben Feinheit und künstlerischen Anmuth, mit welcher andere den geselligen Verkehr politischer und literarischer Berühmtheiten geschildert haben, zeichnet er uns, ausgehend von dem Freundeskreise des Erlösers selbst, einige der liebenswürdigsten Freundeskreise, welche die Kirchengeschichte aufzuweisen hat und welche sich um den hl. Augustin, den hl. Benedikt von Nursia, den hl. Dominicus, den sel. Jordan von Sachsen, den hl. Franz von Assisi und den hl. Ignatius von Loyola gruppiren. Wie diese Gruppen sehr glücklich gewählt sind, so hat der Verfasser auch aus dem reichlich gebotenen historischen Stoff die seinem Zweck entsprechenden Züge treffend hervorgehoben und lebendig verbunden. Die leichte, gefällige Darstellung gewährt nahezu den Genuß einer gutgeschriebenen Novelle, während der geschichtliche Kern, mit tiefer, echter Frömmigkeit erfaßt, den beabsichtigten Zweck der Erbauung in hohem Maße erreichen wird. Eine etwaige, mehr dem deutschen Charakter entsprechende Bearbeitung würden wir indes eher anrathen als eine bloße Uebersetzung.

**Kurzgefaßte theoretisch-praktische Grammatik der lateinischen Kirchensprache.** Zum Gebrauch für Lehrer-Seminarien, Klosterschulen, Choral-schulen u. dgl., sowie zum Selbstunterricht. Von Leop. Matth. Gl. Stoff, Dechant und Königl. Kreisschulinspektor in Cassel. 8°. (XII u. 266 S.) Mainz, Kirchheim, 1896. Preis M. 2.50.

Wie der Titel bereits besagt, wendet sich die vorliegende Grammatik nicht an solche, welche das klassische Latein bereits beherrschen und nur über die sprachlichen Eigenheiten unserer Vulgata in mehr gelehrter Weise unterrichtet sein möchten. Sie will vielmehr ausschließlich dem Bedürfnisse jener dienen, welche von der lateinischen Sprache nur so viel zu lernen wünschen, daß sie die gewöhnlichen liturgischen Texte des Breviers und Missale verstehen können. Demnach beschränkt sich das Buch auf Wiedergabe der nothwendigsten Regeln und Paradigmen, läßt beiseite, was nur für das klassische Latein von Bedeutung ist, und hebt die Eigenthümlichkeiten des

Kirchenlateins besonders hervor. Im ersten Theile der Grammatik, der Formenlehre, sind den einzelnen Abschnitten stets Uebersetzungstücke, im zweiten, der Syntax, Beispiele als Belege der vorgetragenen Regeln beigegeben. Der dritte Theil, fast die Hälfte des Buches, enthält eine Art Chrestomathie, umfassend die gebräuchlichsten Gebete und Responsorien, die Antiphonen des Breviers, ausgewählte Stücke der Evangelien, die Psalmen der Vesper, Complet und Laudes, die wichtigsten Hymnen des Breviers, endlich in einer zweiten Abtheilung einige Stücke aus Iactanz, den hl. Cyprian und Hieronymus und die 14. Sitzung des Trienter Concils. Anmerkungen unter dem Texte, zum ersten Theile der Lesestücke auch ein Wörterverzeichnis erleichtern das Verständniß. — Gewiß wird vielen ein solches Buch sehr willkommen sein. Die ganze Anlage der Grammatik ist, soviel wir urtheilen können, ihrem Zwecke recht angemessen. Für die Brauchbarkeit derselben spricht auch, daß sie aus der praktischen Lehrthätigkeit des Verfassers erwachsen ist und vor dem Drucke von einem praktischen Schulmanne durch Verwendung im Unterrichte geprüft und belobt wurde.

**Aus Fremde und Heimat.** Katholische Jugendschriften. Hünfeld bei Fulda. Selbstverlag des Missionshauses, 1896.

1. Bdh. **Unter den Basuto-Kaffern.** Erlebnisse und Beobachtungen in Südafrika. Herausgegeben von Max Kassiepe O. M. I. Mit einem Titelbilde. 12°. (62 S.) Preis cart. 50 Pf.
2. Bdh. **Marienblumen.** Vier Erzählungen von Jos. Klassen O. M. I. 12°. (64 S.) Preis cart. 50 Pf.

Diese Jugendschriften, welche von den Oblaten herausgegeben werden, sind schon um des guten Zweckes willen empfehlenswerth. Der Reinertrag soll nämlich ihrem Missionshause St. Bonifatius zu Hünfeld bei Fulda zukommen. Auch der Inhalt ist recht gut. Das 1. Bändchen bringt in den Tagebuchblättern eines alten Missionärs eine recht interessante Skizze der Basuto-Kaffern, ihres Landes, ihrer Geschichte, Lebensweise und Religion. Jüngern Lesern werden namentlich die beigefügten Basutomärchen gefallen. — Die vier Erzählungen des 2. Bändchens, so kurz und skizzenhaft sie sind, zeugen von einem guten Erzählertalent und sind stilistisch recht schön geschrieben. Den anziehenden Stoff von der Flucht des hl. Vincenz von Paul aus der Gefangenschaft der Mauren hätten wir etwas ausführlicher behandelt gewünscht. Doch wird er auch in dieser knappen Form, wie die übrigen drei kleinen Stücke, dazu beitragen, Liebe und kindliches Vertrauen zu Maria in die jugendlichen Herzen zu senken.

**Communion-Andenken und Katechetische Andenken** von Benziger u. Comp. in Einsiedeln.

Eine Anzahl Bilder und Bilder-Collectionen sendet uns der Benziger'sche Verlag in so später Stunde ein, daß wir sie nur noch kurz in diesem Hefte zur Anzeige bringen können. Von den Communion-Andenken seien als besonders empfehlenswerth die zwei neuen hervorgehoben: Nr. 14 009, Christus spendet die heilige Communion, ein eucharistisches Gruppenbild in künstlerischem Farbendruck (Bildgröße 300 × 210 mm, Format 400 × 290 mm), das Hundert M. 40; Nr. 13 582, Der Liebesjünger Johannes reicht der Gottesmutter die heilige Communion (Bildgröße 220 × 140 mm, Papiergröße 325 × 230 mm), das Hundert M. 25. Die Katechetischen Andenken sind Sammlungen kleinerer Bilder

mit erklärendem Text: Nr. 3885, Das apostolische Glaubensbekenntniß, 12 Bilder, 60 Pf.; dasselbe gebunden 80 Pf.; Nr. 3986, Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes, 15 Bilder, 60 Pf.; Nr. 3919, Der heilige Rosenkranz, 4 Bilder, 20 Pf.; Nr. 4004, Die zehn Gebote Gottes, 8 Bilder, 40 Pf.; Nr. 4005, Die sieben heiligen Sacramente, 7 Bilder, 40 Pf. Die Bilder vereinigen aufs glücklichste den doppelten Vorzug, daß sie vom religiösen Gesichtspunkt aus betrachtet durchaus würdig gehalten sind und zugleich auch in künstlerischer Hinsicht hohen Anforderungen gerecht werden.

## Miscellen.

**Das Sweating-System in England.** Das „Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik“, herausgegeben von Dr. Heinrich Braun, bringt im zweiten Theile des IX. Bandes (S. 392—419) interessante Angaben über das Sweating-System in England von dem Londoner Gelehrten Adolphe Smith F. C. S. Das Sweating-System (sweating = schwitzen) ist keine ausschließliche Eigenthümlichkeit Englands. Aber ein englischer Geistlicher, Charles Kingsley, war es, der in seinem über die Chartistenbewegung geschriebenen Romane „Alton Locke, Schneider und Poet“ das System ausführlich schilderte und dem Worte seine spezifische Bedeutung verlieh. Das Sweating-System findet sich hauptsächlich in den verschiedenen Gewerben für Anfertigung von Bekleidungsgegenständen. Der Sweater greift ungelernete und ungeübte Arbeitskräfte auf, hungernde Männer, Frauen und Mädchen, und lehrt sie eine einzige, sehr beschränkte Arbeitsleistung. Der eine wird Nähmaschinenarbeiter, der andere Hester, der dritte Knopflochnäher u. s. w. Weil keine lange Vorbildung nöthig ist, stellen sich dem Sweater sehr viele Arbeitskräfte zur Verfügung und arbeiten unter dem Druck dieser Concurrenz gegen Hungerlöhne. Aber auch gelernte Arbeiter, voll ausgebildete Gesellen, nehmen vielfach ihre Zuflucht zum Sweater, weil ihre Arbeitgeber die eigenen Werkstätten schlossen und die billigere Arbeit der Sweaters vorzogen. Die Sweaters stehen somit als Subunternehmer zwischen den Hauptunternehmern und den Arbeitern. Sie erhalten eine geringere Bezahlung, als die ausgebildeten Gesellen erhielten, verstehen es aber doch, immer noch einen Gewinn zu machen, indem sie eben ihre Arbeiter äußerst schlecht lohnen. Wie man in frühern Zeiten nach der Diebesprache jene Geldwechsler, die durch allerlei Künste von den Münzen Gold abzulösen verstanden und auf diese Weise die Münzen gewissermaßen zum Ausdünsten oder Schwitzen brachten, „Goldschwitzer“ (goldsw eaters) nannte, so konnte man ebenfalls jene Subunternehmer, welche aus den von ihnen beschäftigten Arbeitern bezw. aus dem für ihre Arbeit gezahlten Preise einen Profit für sich herausschwitzen, Arbeitsschwitzer nennen. Es würde übrigens den

thatjächlichen Verhältnissen entsprechen, wenn man auch die in der kleinen Werkstätte (nicht selten zugleich Wohnraum u. des Subunternehmers und seiner Familie) zusammengepferchten und zu andauernder und übermäßiger Anspannung aller ihrer Kräfte verurtheilten Arbeiter als „Schwizger“ bezeichnen wollte.

Die provisorische Regierung Frankreichs erließ 1848 ein Decret zur Abschaffung des Schwizsystems (marchandage) und zur Beschränkung der Arbeitszeit von 11 auf 10 Stunden in Paris und von 12 auf 11 Stunden in den Provinzen. Dauernden Erfolg hatte diese Verordnung nicht, ebensowenig auch die gegen das System in England angeregte Bewegung. Die umfassendere Anwendung der Dampfkraft, die Entwicklung des Eisenbahnwesens, die Entdeckung der Goldfelder von Californien, die Erschließung neuer Gebiete und Gelegenheiten zur Auswanderung, der Erlaß von Fabrikgesetzen zur Beschränkung der Arbeitszeit u. s. w. führten eine allgemeine Hebung der Lage der arbeitenden Klassen herbei, und man vergaß dabei der alten Klagen über das Schwizsystem. Adolphe Smith richtete 1884 die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem auf diesen dunklen Punkt im englischen Wirtschaftsleben. Eine starke Einwanderung osteuropäischer Juden hatte begonnen. Der russische Jude aber ist mehr zu körperlicher Arbeit erzogen als sein westeuropäischer Glaubensgenosse. Nicht selten waren es daher ganz geschickte Handwerker, die in England landeten, aber ganz hilflos, arm, der Sprache unkundig, überdies durch strenge Heiligung des Sabbats und der jüdischen Festtage von der erforderlichen Anpassung an die englischen Arbeitsverhältnisse abgehalten. Diese armen Leute betrachteten es nun fast als eine Wohlthat, wenn englische Sweaters, zum Theil selbst Juden, sie in Dienst nahmen. Zwar fanden dabei die religiösen Forderungen der Eingewanderten mehr oder minder Berücksichtigung, im übrigen aber wurden die Arbeitsbedingungen in einer Weise festgesetzt, wie kein englischer Arbeiter sie sich hätte gefallen lassen. Der Sweater bietet sich an, den Einwanderer das Gewerbe nach englischen Anforderungen und Begriffen zu lehren oder auch nur einen kleinen Zweig desselben. Dafür muß der Arbeiter sich verpflichten, so und so viele Monate ganz umsonst zu arbeiten und eine noch längere Zeit, wenn er mittellos war und von Anfang an ernährt werden mußte. Bekommt der Sklave des jüdischen Sweaters schließlich einen Lohn, so ist dieser für die harte, lang andauernde und aufreibende Arbeit so gering, daß der englische Arbeiter die Mühen, die Zucht und das Leben des Arbeitshauses vorziehen würde. Der russische Jude aber ist zufrieden. Der Betrag scheint ihm hoch, bis er merkt, wie theuer das Leben in England, und wie gering der Werth des Geldes dort ist. Hat er inzwischen die englische Sprache erlernt, die englischen Verhältnisse kennen gelernt, dann wird er sich vielleicht von dem Sklavenhalter emancipiren, dieser aber auf die Suche nach neuen „Dummen“ oder „greeners“ gehen.

Nach dem Tarif der Master Tailors Association vom Jahre 1866 verdient ein gut arbeitender Geselle stündlich einen sixpence (50 Pfennig). Für einen Gehrock erhält der Geselle 1,03 Pfd. St. Der Schwizmeister stellt ihn z. B. in Manchester, einem Hauptsitze der jüdischen Sweaters, für 9 Schilling her. Die Arbeiter erhalten natürlich noch viel weniger, da der Sweater aus

diesen 9 Sh. seinen eigenen Profit heraus schlagen muß. Für ein Jacket soll nach obigem Tarif  $5\frac{1}{2}$ — $7\frac{1}{2}$  Sh. gezahlt werden. Der Schwitzmeister aber liefert die Arbeit (weibliche Arbeitskräfte) für 2— $2\frac{1}{2}$  Sh. Eine Hose kostet nach dem Tarif  $5\frac{1}{2}$ — $7\frac{1}{2}$  Sh., beim Schwitzmeister etwa 3 Sh. — Dieser Barbarei der Löhnung entspricht, wie schon angedeutet, die Werkstätte und Wohnung. Der russische Jude weiß nichts von Reinlichkeit, Kanalisation, Hausentwässerung u. s. w. Der Schmutz ist seine Heimat, und das ist dem Schwitzmeister gerade recht. Haarsträubend sind die Schilderungen A. Smiths über die Beschaffenheit der Räume, in denen die Opfer des Sweaters leben und meist mit Umgehung der Fabrikgesetze bis tief in die Nacht arbeiten müssen.

Schließlich sah denn doch die Regierung sich veranlaßt, einzuschreiten. Es wurde ein mit dem Handelsministerium verbundenes Arbeitsamt errichtet und zum Secretär dieser Behörde John Burnett ernannt, ein hervorragender Gewerkvereiner. Der Bericht, den er über das Sweating-System veröffentlichte, hat nach den Worten des Earl von Dunraven (im Oberhause, 28. Februar 1888) „einen Stand der Dinge im Ostende (Londons) offenbart, wie er eines civilisirten Staates unwürdig ist. Sämtliche Verhältnisse des Gewerbes, Arbeitsstunden, Lohnsätze sowie die sanitären Zustände, unter denen gearbeitet wird, sind schmachvoll“. Neue Enqueten wurden beschlossen und auf ganz England ausgedehnt, nachdem vorher bereits Smith die Verhältnisse der Sweating-Centren in den Provinzen (Black Conntry, Leeds, Liverpool, Manchester, Glasgow, Edinburgh, Birmingham u. s. w.) öffentlich dargelegt hatte. Es erschienen endlich fünf riesige Blaubücher, welche in voller Ausführlichkeit sämtliche officiellen Ermittlungen der Oberhans-Commission enthielten. Auch das Unterhaus faßte am 13. Februar 1891 eine hierher gehörige Resolution: „Es wird beschlossen, daß es nach der Ansicht dieses Hauses Pflicht der Regierung ist, in sämtlichen von ihr geschlossenen Lieferungsverträgen Vorkehrungen gegen die neuerlich von der Sweating-Commission ermittelten Uebelstände zu treffen und zu diesem Behufe Bedingungen zu stellen, welche die aus dem Weitervergeben von Lieferungen entstehenden Mißbräuche verhindern können, sowie alles zu thun, um die Zahlung solcher Löhne zu sichern, wie sie in jedem Gewerbe für tüchtige Arbeiter als allgemein üblich (Gewerkvereins-Lohnsätze) gelten.“ Dieses Princip findet allmählich Ausdehnung auf alle Arbeiten, die von Staats-, Stadt- und Communalbehörden geschehen. Auch der Stadtrath von Paris nahm im Mai 1888 dieselbe Stellung ein, indem er den Beschluß faßte: „Arbeiter, die bei den für die Stadt bestimmten Arbeiten beschäftigt werden, müssen direct von den Concessionären oder Lieferanten angestellt werden, ohne einen Vermittler oder Zwischenlieferanten.“ Eine Ausdehnung dieses Grundsatzes auf alle Unternehmungen, für welche die Genehmigung von Staat oder Gemeinde nöthig ist, z. B. Hafenbauarbeiten, Anlage neuer Eisenbahnen, Pferdebahnbetrieb u. s. w., wird von Smith warm empfohlen. Im übrigen hofft er die Beseitigung der Uebelstände des Sweating-Systems von der energischen Durchführung und weitem Ausbildung der Arbeiterschutzgesetzgebung in der Weise, daß allen Arbeitern Gewerkvereinslöhne gegen Arbeit zu Gewerkvereinszeiten gesichert werden

mit höherem Lohnsatz für etwaige Ueberstunden. Das durch Asquith, den Staatssecretär des Innern, im Jahre 1895 verbesserte Fabrikgesetz enthält schon manche Bestimmungen, welche direct auf das Sweating-System Anwendung finden und namentlich ein Unmaß der Ueberstunden, ein Mitnehmen der Arbeit nach Hause u. dgl. verhüten, andererseits für die gesunde Einrichtung der Arbeitsräume Fürsorge treffen. Fabrik- und Sanitätsinspectoren erhalten hier weitgehende Befugnisse zum Schutze der Arbeiter. Damit ist viel erreicht, aber noch lange nicht alles. Bei Staatslieferungen und bei den Lieferungen für weise geleitete Communen ist der Gewerkvereinslohnsatz gewährleistet, Privatunternehmungen jedoch setzen das Schwitzen fort. „Dessenungeachtet kann der Sweater wenigstens jugendliche Personen und Frauen nicht länger in Ueberstunden beschäftigen, wo das Gesetz voll zur Anwendung gelangt. Er kann sie zwar zu Tode hungern, aber er darf sie nicht mehr durch Ueberarbeitung hinmorden. Das Gesetz läßt den Arbeiter noch Hungers sterben, aber es will, daß dies in einer gesunden Werkstätte, bei einer Temperatur von 15° C. und mit einem Minimal-Kubikraum Luft von 250 Fuß geschieht. Es besteht keine Bestimmung, welche ihm ausreichende Nahrung sicherte, aber der Sanitätsinspector kann entsprechende Kanalisation und Lüftung herbeiführen. Alles dies ist von wirklichem Nutzen, doch rufen die Opfer des Schwitzers noch immer laut nach mehr Nahrung, Lüftung, entsprechendem Luftraum, gehöriger Kanalisation und Sauberkeit in Werkstätten — das alles gehört wohl zur Erhaltung der öffentlichen Gesundheit, aber hinreichende Nahrung ist doch am nothwendigsten. Bedauerlicherweise indessen besteht noch immer die unbestrittene Thatsache, daß die Löhne, wie sie viele Sweaters bezahlen, nicht zureichen, die Kosten einer angemessenen Lebenshaltung zu decken.“

**Im Lande des Bachschisch einst und jetzt.** Wenngleich auch andere Länder heutzutage wohl auf den Ehrennamen „Land des Bachschisch“ Anspruch erheben können, so gebührt derselbe doch von alters her und auch jetzt noch in vorzüglicher Weise dem Orient. Für ihn sprechen sehr alte Rechtsittel. Schon der große Orientreisende Hieronymus soll den Ausspruch gethan haben: Syri, omnium hominum cupidissimi, d. h. in freier Uebersetzung: Vor allem sind die Leut' im Syrerland für jeden Bachschisch bei der Hand. Ein anderer PalästinaPilger, der fränkische Mönch Bernhard, schildert uns recht anschaulich und eindringlich seine Erfahrungen im Orient um das Jahr 865. Zu Bari in Apulien erlangte er mit seinen Gesellen um theures Geld vom Sarazenen Sultan einen doppelten Reisepaß, worin besagter Sultan den sarazenischen Herren von Alexandrien und Kairo (Babyloniae) ein genaues Signalement der Reisenden gab (noticiam vultus nostri vel itineris exponebat). Voll froher Hoffnung segelten sie dann in 30 Tagen von Tarent nach Alexandrien. Aber wenn sie glaubten, so ungeschoren ans Land zu kommen, so hatten sie eben nicht an die Bachschischrechte gedacht. Da trat ihnen zuerst der Hafencommandant (princeps nautarum) in den Weg und ließ sie nicht eher den heiligen Boden Aegyptens betreten, als bis sie ihm sechs blanke Goldstücke bezahlt hatten. Dann ging es zum Gouverneur der Stadt, um den Reisepaß vorzulegen. Aber der half ihnen

wenig. Nur ein Bachschisch von 13 Denaren à Person konnte sie vor dem Carcer bewahren. Um diesen bescheidenen Preis erhielten die Pilger nun aber einen echten Paß, der sie dem Herrscher von Kairo empfahl. Wohlgemuth kamen sie zu diesem hohen Herrn, aber auch da nützte ihnen weder Paß noch Empfehlung: unbarmherzig wurden sie in den Kerker geworfen und kamen erst nach sechs Tagen wieder heraus, nachdem abermals ein jeder für seinen Kopf cum Dei auxilio 13 Denare bezahlt hatte, sicuti et superius. Sie waren eben im Lande des Bachschich. Da sie nach solchen Erfahrungen die rechtlichen Ansprüche der Herrscher auf diesen Tribut nicht mehr zu bezweifeln wagten, wurden ihnen endlich vom Großherrscher von Kairo, dem zweiten Würdenträger des Reiches von Bagdad, Pässe auszufertigt, die überall respectirt wurden. Nur hatten sie in jedem Städtchen und Dörfchen ihren Paß visiren zu lassen und mußten für dieses obrigkeitliche Visum jedesmal einen oder zwei Denare bezahlen. Dazu hatten die Leute noch die üble Gewohnheit, das Geld nur nach dem Gewichte zu berechnen, und so galten ihre sechs Soldi oder sechs Denare jetzt nur drei.

Einer so verständlichen Darstellung brauchen wir kein Wort hinzuzufügen. Daß aber nicht etwa bloß die sarazenische Obrigkeit für das Vorrecht des Morgenlandes auf den eingangs erwähnten Titel eintrat, zeigen uns die Geschichtschreiber der Kreuzzüge. Schon Baldricus Volensjs (1114) hebt bedeutsam hervor: Armeni et Suriani, homines terrae illius indigenae, lueris in-explebiliter inhiantes, d. h. die Geld- und Bachschischsucht der Leut' im Morgenland ist unersättlich und allbekannt.

Ausführlich behandelt dieses Thema Jakob von Vitry (1226). In mehreren Kapiteln beweist er allen sonstigen Ansprüchen gegenüber sonnenklar das Besitzrecht des Landes, wo die Sonne aufgeht, hinsichtlich des fraglichen Titels. Ganz nebenbei bemerkt er zuerst im allgemeinen, daß die Leute im Heiligen Lande avaritia insatiabiles seien, d. h. immer nur: Bachschisch, Bachschisch! schreien. Er beweist dann diesen Satz für jede einzelne Klasse der Bewohner des Heiligen Landes. Da lesen wir an erster Stelle: Pastores semetipsos pascentes, lanam et lac ex ovibus quaerentes, de animabus autem non curantes, cum tamen dixerit Dominus Petro: Pasce oves meas, numquam: Tonde oves meas, ipsum dixisse reperimus. Omnes autem diligebant munera, sequebantur retributiones (d. h. alle sind nur immer auf Bachschisch versessen), auferentes claves Simoni Petro et eas Simoni mago tradentes. Wer die weiteren Rechtstitel auch für die übrigen Klassen bei diesem Autor einsehen will, lese Bongarts Gesta Dei per Francos auf Seite 1087 und den folgenden des alten Druckes. Er wird finden, daß nach unserem Gewährsmann ziemlich allgemein vom Orient der Satz gilt: Ad munera facile inclinantur, dem Bachschisch öffnet sich jede Thüre.

Kein Wunder, daß bei solcher Uebereinstimmung der Alten auch die jüngern Pilger jenes Vorrecht nur immer aufs neue bekräftigen. Lehrreich ist in dieser Beziehung die Schilderung, welche uns Raunwolf von seiner Reise nach Bagdad macht (1574): „Unterwegen merket ich wohl, daß meiner Gefährten etliche mich verließen und mit dem Patron des Schiffes anfangen zu pactieren, mich allda

bei der Obrigkeit durch andere, damit sie mit den Namen hätten, für einen Rundschafter darzugeben, welches aber meistens darumb geschehen, daß sie mich schrecken und desto baldier ein gut Beut von mir bekommen möchten“, id est einen tüchtigen Bachschisch. Nach mehreren andern Erlebnissen erzählt er von den Beamten eines Radi: „Vergleichen Kleider werden den Beamten von denjenigen, so vor ihnen zu schaffen haben, da sie anders nit Geld geben, meistens verehrt, ihnen also zur Förderung ihrer Sachen ein bessern Weg zu machen und größere Gunst dadurch zu erlangen; dann der Geiz so groß, daß wo nit Verehrungen oder Geschenke vorhergehen, wenig bei ihnen auszurichten und zu erlangen.“

Sicherlich hatte deshalb ein rheinischer Palästinafahrer recht, wenn er zu den Ausrüstungen für die Pilgerfahrt allen drei große Säcke besonders anrieth: den einen Sack voll Glauben, den andern voll Geduld, den dritten besonders großen voll venetianischer Thaler, um all deu nöthigen Bachschisch zu bezahlen.

Die alten Rechtstitel des Orients sind auch heute noch dieselben, und auch jetzt noch machen die Leute dort dem „Lande des Bachschisch“ alle Ehre. Mehr als einem wird es schon in Alexandrien beim Verlassen des Schiffes ähnlich, wengleich nicht gerade so schlimm, ergangen sein wie dem Mönch Bernhard vor tausend Jahren. Noch bevor die Landungsbrücke erreicht ist, wird das Schiff schon von einer Rotte bachschisch-Instiger Araber überfluthet. „Bachschisch“ ist der erste Gruß, den der Orient dem Pilger bietet, und „Bachschisch“ wird als Abschiedsgruß ihm noch in den Ohren hallen, wenn er von Beirut oder Smyrna sich wieder der Heimat zuwendet. Der Neuling in Alexandrien wird sich kaum dieser schreienden Schar erwehren können, die mit Gewalt den Koffer und die Tasche und die Reisefedde und Schirm und Stock ihm bereitwilligst tragen helfen. Ist er mit Aufbietung seiner ganzen Energie glücklich zu einem Wagen gelangt und glaubt er sich nun geborgen, so belehrt ihn bald ein schlauer Aegypter eines Besseren. Schon sitzt einer oben neben dem Kutscher und sagt anfangs gar nichts. Wegen seines dunkeln Rockes könnte der Fremdling in ihm gar einen Zollbeamten vermuthen. Als solcher nimmt er sich denn auch bald des Gepäckes liebevoll an, indem er gemessen ein Stück nach dem andern den untersuchenden Zöllnern vorlegt. Nachdem alles und auch der Paß in bester Ordnung befunden, zeigt sich der Mann auf dem Bock erst in seiner wahren Gestalt: für seine freundliche Mühewaltung, die einen so herrlichen Erfolg gehabt hat, fordert er den bescheidenen Lohn von fünf Franken. Der höchlichst überraschte Pilgrim kann froh sein, wenn er nach langem Redekampf um einen oder zwei Franken den ausgedrungenen Helfer los wird. Vielleicht hat dann der Kutscher für ihn eine neue Ueberraschung ausgedacht, die schließlich wieder auf denselben schönen Refrain führt: „Bachschisch!“

Selbst die Kinder der Wüste verstehen sich schon ganz wunderbar auf dieses Liedchen. Wer je an den schönen Ufern des Nils, sei es als lustiger Musikante oder in anderer Eigenschaft, den Versuch macht, in Begleitung eines oder mehrerer aus den Söhnen Ismaels nach Memphis und zu den Gräbern der heiligen Stiere in den Sandwüsten von Sakkarah zu reiten, wird es genugsam

erfahren, wie vortrefflich diese jungen, sonst noch wenig in der Cultur fortgeschrittenen Araber ihr Verschen sich gemerkt haben. Bei den Pyramiden wird natürlich wieder dieselbe Melodie von den begleitenden Beduinen gesungen, und zwar so fein und gut, als hätten sie schon die vierzig Jahrhunderte mit den alten Riesen sie eingeübt. Allerdings ließ bei einem solchen Ritt, solange es hinaufging, unser Begleiter kein Wörtchen über dieses sein Lieblingsthema fallen; war doch eben erst am Fuße der Pyramide der hohe contractmäßige Preis für die vorgeschriebene Begleitung vereinbart worden. Mit großer Redegewandtheit suchte unser Beduinenjüngling vielmehr beim Aufstiege uns aufs beste zu unterhalten und uns mit seinen englischen, französischen, italienischen und deutschen Brocken von seiner hohen Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Aber kaum ging es wieder hinab, da begann er die alte Weise in immer neuen Tonarten, und kein Mittel konnte ihn aus dem Text bringen. Unten stimmte der vielstimmige Chor seiner Brüder recht beweglich und rührend ein, wahrhaft ein Lied, das auch bei den alten Pyramiden noch Stein' erweichen und Menschen rasend machen kann.

Nach diesen ersten Erfahrungen im Pharaonenland wundert man sich nicht mehr allzusehr, daß es auch im heiligen Palästina noch ziemlich gerade so aussieht, wie Jakob von Bitry es schilderte. Die Landung in Jaffa bietet eine etwas buntere Wiederholung des Bildes von Alexandrien und wird durch die dort gesammelten Erfahrungen auch schon etwas erleichtert. Wenn beim gestrengen Zöllner kein Mittel mehr hilft, so weiß man schon selbst rechtzeitig eine angemessene Silbermünze zwischen die Hand und das zu confiscirende Reisebuch zu schieben, worauf sich dann alles zu gegenseitiger Zufriedenheit bereinigen läßt. Mag man auch sonst ein Gegner aller Universalmittel sein, mit diesem einen wird man sich doch bald versöhnen müssen, da es hier zu Lande wirklich ebenso universal als unentbehrlich ist. Was Rauwolf sagte, gilt eben auch heute noch buchstäblich: „Wo nit Verehrungen oder Geschenke vorhergehen, ist wenig anzurichten und zu erlangen.“ So halten es die hohen Herren, so verfährt auch der Mann aus dem Volke. Mehr als einmal geschah es, daß wir auf die aller-einfachste und freundlichste Frage nach dem rechten Wege zur Antwort erhielten: „Erst Bachschisch geben, dann Weg zeigen!“ Das Versprechen eines Bachschisch genügte dabei in der Nähe von Cäsarea am Meere einem jungen Beduinen nicht: „Erst hier den Bachschisch auf den Sand werfen“, meinte er, und ließ uns dann, als wir uns dessen weigerten, ruhig unseres Weges ziehen, ohne den gewünschten Aufschluß gegeben zu haben.

Worauf die Jungen und die Alten hier zu Lande ihren Anspruch auf den Bachschisch gründen, erklärte mir einmal ein hoffnungsvoller bethanischer Bettelknabe sehr einfach. Er begegnete mir auf dem Wege von Jerusalem nach dem Orte des Lazarus. Mich sehen und „Bachschisch, Bachschisch!“ sagen war für ihn die naturgemäße und nothwendige Folge der Handlungen. „Aber gib du mir doch mal einen Bachschisch“, erwiderte ich ihm. „Nein, du mußt mir Bachschisch geben.“ „Weshalb denn?“ „Du bist der Chawadscha (fremde Herr), und ich bin nur ein armer Knabe.“ Dagegen konnte ich wirklich nichts sagen, und der offene, muntere Bursche sprang froh mit einem kleinen Bachschisch davon.

Mit welcher psychologischen Berechnung dabei vom gewöhnlichen Manne auf einen hohen und höhern Bachschisch speculirt wird, zeigte mir ein anderes Beispiel. Am 7. Mai 1896 waren wir von Jerusalem ausgezogen, um über Anatha durch das Wadi Fara nach dem Wadi el-Kelt und dem Joachims-Kloster bei Jericho zu wallen. Ein Landsmann des Jeremias von Anathoth hatte uns zwei bis drei Stunden begleitet und schließlich, da er den richtigen Weg nicht kannte, auf dem nächsten, aber von uns nicht gewollten Pfade zur Herberge des Barmherzigen Samaritan an der großen Landstraße von Jerusalem nach Jericho gebracht. Obwohl uns der Anathothite so nicht gerade vorzügliche Dienste geleistet hatte, gaben wir ihm doch seinen Antheil von unserem Mittagbrod und dazu noch drei Franken. Dankend nahm er diesen Lohn an, zu unserer Verwunderung scheinbar sehr zufrieden. Wir schieden als beste Freunde, besuchten allein das Kloster und waren nach etwa drei Stunden wieder bei der Herberge. Aber sieh da, der Landsmann des Propheten erwartet uns noch eben dort am Thore; er drückt uns freundlich die Hand und gibt uns das Geld zurück, indem er hoch und theuer versichert, es sei für ihn eine große Ehre gewesen, uns begleiten zu dürfen; er könne kein Geld dafür annehmen. Dabei legte er zur Bekräftigung die Hand auf Herz und Haupt. Unsere Verwunderung hatte den Höhepunkt überschritten; wir nahmen schweigend das Geld zurück und schieden nochmals als noch bessere Freunde. Aber er schied nicht; denn so war es nicht gemeint. Er hatte geglaubt, diese Franken würden sich doch von einem armen Fellah an Edel- und Großmuth nicht übertreffen lassen. Das erklärte er denn auch unserem türkischen Begleiter und bat ihn, er möge uns doch begreiflich machen, daß er im Hinblick auf die Mühen und Beschwerden des langen Weges mindestens den doppelten Lohn verdient habe. So hatte er es also gemeint: der Bachschisch war ihm nicht groß genug. Unsere Verwunderung war zugleich mit unserer Geduld zu Ende. „Willst du dein Geld wieder haben, dann nimm es; aber du bekommst keinen Para mehr!“ Er nahm es, und wir schieden zum drittenmal als beste Freunde. Wir waren im Lande des Bachschisch. L. F.

**Kloster- und Ordensleben bei den englischen Ritualisten.** Bekanntlich hat sich seit mehreren Jahrzehnten innerhalb der englischen Hochkirche eine merkwürdige religiöse Parteibewegung geltend gemacht, die besonders durch Aufnahme und Nachahmung katholischer Riten und Einrichtungen charakterisirt ist. Mit peinlicher Genauigkeit copiren die „Ritualisten“ die gottesdienstlichen Formen, Gewänder, Ceremonien, Andachtsübungen der römischen Weltkirche. In ihren Gotteshäusern haben die Statuen der allerheiligsten Jungfrau und der Heiligen, Weihwasserkessel und ewige Lampe, die Kreuzwegstationen und selbst die Beichtstühle wieder Einzug gehalten. Kein Wunder, daß auch das katholische Ordens- und Klosterleben, diese so integrirende und wichtige Lebenserscheinung der katholischen Kirche, nicht fehlen durfte. Ueber den augenblicklichen Stand dieser anglikanischen oder richtiger ritualistischen „Ordensgenossenschaften“ entnehmen wir dem Church Year Book (nach Tablet 1896, II, 746) kurz folgende statistische Angaben.

## I. Männliche (Ordens-) Genossenschaften.

1. Genossenschaft des hl. Johannes des Evangelisten. Mutterhaus in Cowley, das einen Theil der City von Oxford bildet. (Daher der volksthümliche Name: Cowley-Fathers.) Die Patres und Laienbrüder, durch ewige Gelübde gebunden, sind vornehmlich mit Abhalten von Missionen und Exercitien beschäftigt. Sie haben Häuser zu Boston in Nordamerika, in der Kapstadt in Südafrika, in Bombay und Buua, Vorderindien.

2. Bruderschaft von der Auferstehung. Haus in Radley. Die Brüder beschäftigen sich mit theologischen Studien.

3. Pnsey-Haus. Eine Genossenschaft von „Säcular-Clerikern“, die ein gemeinsames Leben führen und sich mit theologischen Studien beschäftigen.

4. Oxford-Haus. Eine Genossenschaft von „Säcular-Clerikern“ mit gemeinschaftlichem Leben, die sich der Missionsarbeit in den ärmsten Theilen Londons weihet.

5. Oxford-Mission für Calcutta. Eine Genossenschaft derselben Art mit dem Zweck, die gebildeteren Inder zum Glauben zu bekehren.

6. Genossenschaft vom hl. Paulus. Eine Genossenschaft von „Regular-Clerikern“, die sich der Seelsorge der Seeleute widmet. Ehemals in Indien gegründet, vor kurzem nach England verpflanzt.

7. Gloucester-Missionäre. Colleg von „Missionspriestern“ für die Diocese Gloucester.

8. Missionäre vom hl. Andreas. Colleg von „Missionspriestern“ für die Diocese Salisbury.

## II. Religiöse Frauengenossenschaften.

1. Die Schwestern von Devonport. Mutterhaus Ascot. Zweck: Verschiedenes, namentlich Sorge für Krauke und Waisenkinder. Wenigstens zwei Häuser.

2. Schwesterschaft von der hl. Jungfrau Maria. Mutterhaus Wantage. Sorge für Büsserinnen. Elementarer und höherer Schulunterricht. Außere Werke der Barmherzigkeit. 16 Häuser in England und den Kolonien.

3. Schwesterschaft vom hl. Johann Baptist. Mutterhaus Clewer. Sorge für Büsserinnen, Waisen, Kranke und Reconvalescenten. Unterricht in allen Schulstufen. 31 Häuser.

4. Schwestern der Armen alias Schwesterschaft aller Heiligen. Mutterhaus London. Sorge für Krauke und äußere Werke der Barmherzigkeit. 14 Häuser in England, Afrika und Indien.

5. Schwesterschaft von der hl. Margaretha. Mutterhaus East-Grinstead. Sorge für arme Kranke in deren eigenen Wohnungen und anderes, wie oben. Sehr viele Häuser.

6. Schwesterschaft vom hl. Raphael. Mutterhaus Bristol. Sie beobachten größtentheils die Regeln der Barmherzigen Schwestern, die der hl. Vincenz gegeben. Sie haben ein Haus zu Magila in der protestantischen Diocese von Sansibar.

7. Schwestern von Bethanien. Mutterhaus London. Geistliche Uebungen für Frauen. Haben eine Erziehungsanstalt für Frauen in Syrien.

8. Schwesternschaft vom hl. Petrus. Mutterhaus Horbury. Sorge für Büsserinnen. Vier Häuser.

9. Schwesternschaft von allen Heiligen. Mutterhaus Ditchingham. Sorge für Büsserinnen. Haben ein Haus in Nordamerika für die Indianerinnen.

10. Schwesternschaft vom hl. Petrus. Mutterhaus Kilburn. Sorge für Kranke, besonders Unheilbare. Wenigstens sieben Häuser.

11. Schwesternschaft vom hl. Thomas dem Martyrer. Mutterhaus Oxford. Erziehung und Pflege von Waisenkindern.

12. Schwesternschaft von der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit. Mutterhaus Oxford. Ewiges Gebet für die Ausbreitung des Glaubens. Erziehung von Mädchen. Haben ein Haus in Cambridge.

13. Schwesternschaft von der heiligen Jungfrau Maria und St. Scholastika. Mutterhaus Malling. Beobachten die Regel des hl. Benedikt.

Das klingt ja alles fast wie ein Auszug aus einem katholischen Diöcesan-Schematismus. Um aber keine falschen Vorstellungen zu wecken, ist zu bemerken, daß zunächst die Gesamtzahl dieser anglikanischen „Mönche“ und „Nonnen“ höchstens 900 beträgt, davon 800 „Nonnen“. Von diesen letztern ist nur ein Bruchtheil durch Gelübde gebunden. Von den männlichen Orden hat thatsächlich nur der erstgenannte den wirklichen äußern Charakter und die Organisation einer klösterlichen „Genossenschaft“, während die übrigen viel richtiger religiöse Bruderschaften genannt würden, die dazu meist nur ein kurzes Leben fristen. Auch in ihrer Wirksamkeit ahmen namentlich die Cowley-Fathers die katholischen Orden nach durch Abhaltung von Exercitien, Volksmissionen n. dgl.

Ohne Zweifel liegt in dieser katholisirenden Tendenz der Ritualisten eine bedeutungsvolle Anerkennung der katholischen Wahrheit. Es spricht sich darin das Heimweh nach der alten Mutterkirche aus, und dieser Zug ist wohl danach angethan, bei vielen eine Annäherung und Wiedervereinigung einigermaßen vorzubereiten. Zu große Hoffnungen auf eine Massenrückkehr darf man aber keineswegs daran knüpfen. Denn, um von andern Gründen abzusehen, die Ritualisten bilden nur eine verschwindende Minderheit innerhalb der anglikanischen Kirche. Nach einer neuern Angabe zählen sie in England nicht über 35 000. Die große Mehrzahl der Anglikaner steht der ritualistischen Bewegung gleichgiltig, wenn nicht gar feindselig, gegenüber. Mit Unrecht haben deshalb die Führer der Ritualisten bei den jüngsten Verhandlungen über die Giltigkeit der anglikanischen Weihen ihre Sache mit derjenigen der anglikanischen Kirche identificirt. Zudem bilden die Anglikaner oder Hochkirchler selbst wieder nur einen kleinern Bruchtheil der christlichen Bevölkerung Großbritanniens, da nach Statesman's Year-Book (1896) die Gesamtzahl der Bevölkerung 37 738 871 betrug, davon Anglikaner 16 680 000, Katholiken 5 412 307.

In der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geschichte der Weltliteratur.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Dieses Werk bezweckt, in allgemein verständlicher, anziehender Form eine ausführlichere Darstellung der gesamten Weltliteratur zu geben, als sie, wegen engerer Begrenzung des Raumes, bisher von ähnlichen Werken geboten werden konnte. Es ist auf sechs Bände berechnet, welche den vielumfassenden Stoff in folgender Gruppierung vorführen werden:

- I. Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.
- II. Die Literaturen Indiens und Ostasiens.
- III. Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Alterthums und der spätern Zeiten.
- IV. Die Literaturen der romanischen Völker.
- V. Die Literaturen der nordgermanischen und slavischen Völker.
- VI. Die deutsche Literatur.

Während diese Hauptgruppierung vorzüglich der sprachlichen, nationalen und religiösen Zusammengehörigkeit der verschiedenen Literaturen Rechnung trägt, wird die weitere Gliederung auch die zeitliche Aufeinanderfolge und den gegenseitigen Einfluß derselben gebührend in Betracht ziehen.

Die zwei ersten Bände, welche die sämtlichen Literaturen des Orients umfassen und für sich schon einigermaßen ein selbständiges Ganze bilden, liegen im Manuscript druckfertig vor und werden noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Für die andern Bände sind bereits ausgedehnte Vorarbeiten vorhanden, so daß dieselben im Laufe der nächsten Jahre werden nachfolgen können.

Jeder Band wird auch einzeln käuflich sein.

---

Der erste Band wird in ca. 7 Lieferungen von durchschnittlich 5 Bogen gr. 8° zum Preise von M. 1.20 pro Lieferung ausgegeben.

Die soeben erschienene erste Lieferung ist in jeder Buchhandlung zur Ansicht erhältlich.

---

In Commission der Herder'schen Verlags-handlung zu Freiburg im Breisgau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Unser Sieben Frauen Münster

zu Freiburg im Breisgau.

68 Lichtdrucktafeln nach Aufnahmen von Karl Günther,  
mit begleitendem Text (18 S.) von Fritz Geiges.

Berausgegeben vom Freiburger Münsterbauverein.  
Groß-Folio. Preis in Original-Prachtband M. 80.

Herder'sche Verlags-handlung zu Freiburg im Breisgau.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Biblische Studien.** Unter Mitwirkung von Prof. Dr. *W. Fell* in Münster i. W., Prof. Dr. *J. Felten* in Bonn, Prof. Dr. *G. Hoberg* in Freiburg i. B., Prof. Dr. *N. Peters* in Paderborn, Prof. Dr. *A. Schäfer* in Breslau, Prof. Dr. *P. Vetter* in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. *O. Hardenhewer* in München. gr. 8<sup>o</sup>.

II. Band, 2. u. 3. Heft: Die alexandrinische Uebersetzung des Buches Daniel und ihr Verhältniss zum massorethischen Text. Von Prof. Dr. *A. Bludau*. Mit Approbation des hochw. Kapitelsvicariats in Freiburg. (XII u. 218 S.) M. 4.50.

Früher ist erschienen:

I. Band, vollständig in 5 Heften (XLIV u. 606 S.) M. 10.60.

II. Band, 1. Heft: St. Paulus und St. Jacobus über die Rechtfertigung. Von Dr. *B. Bartmann*. (X u. 164 S.) M. 3.20.

**Ehrensberger, H., Libri liturgici bibliothecae apostolicae Vaticanae manu scripti, digessit et recensuit.** Lex.-8<sup>o</sup>. (XII u. 592 S.) M. 25; geb. in Halbsaffian M. 30.

**Eisenhofer, L., Procopius von Gaza.** Eine literarhistorische Studie. Gekrönte Preisschrift. gr. 8<sup>o</sup>. (VIII u. 84 S.) M. 2.

**Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.** Zweiter Band: Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. Siebzehnte und achtzehnte, vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt von *L. Pastor*. gr. 8<sup>o</sup>. (XXXVI u. 644 S.) M. 6; geb. in Leinwand M. 7.20, in Halbfranz M. 8.

**Strassburger theologische Studien.** Herausgegeben von Dr. *Albert Ehrhard* und Dr. *Eugen Müller*. gr. 8<sup>o</sup>.

II. Band, 4. Heft: Die Wunder Jesu in ihrem innern Zusammenhange betrachtet von Dr. *F. Chable*. (XII u. 106 S.) M. 2.

— Dasselbe. II. Band vollständig. (XLVI u. 484 S.) M. 8.40.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

## Zeitschrift für katholische Theologie.

Jährlich 4 Hefte. Preis M. 6. — XXI. Jahrgang. Inhalt des 2. Heftes:

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                        |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Abhandlungen. <i>A. Straub</i> S. J., Nochmals vom Sinn des 22. Canons der 6. trib. Sitzung. — <i>J. Lasse</i> S. J., Der 90. Psalm. — <i>A. Zimmermann</i> S. J., Jesuitenmission in Canada. — <i>J. B. Nijius</i> S. J., Zur Erklärung von Phil. II, 5—11. 1. Artikel.                               | Buche der Psalmen. ( <i>J. Hontheim</i> S. J.) — <i>O. Braunsberger</i> S. J., Canisii Epistulae u. Hansen, Rheinische Akten. ( <i>A. Kröß</i> S. J.) — <i>T. W. Allies</i> , The See of St. Peter; St. Peter, his name and his office. ( <i>A. Zimmermann</i> S. J.) — <i>A. Smith Lewis</i> , Some pages of the four Gospels u. <i>Holzhey</i> , Der Codex syrus Sinaiticus. ( <i>J. B. Nijius</i> S. J.) — <i>A. Balbus</i> , Justin u. die Synoptiker. ( <i>C. A. Knefler</i> S. J.) |
| Recensionen. <i>D. Barbenhewer</i> , Biblische Studien I. ( <i>J. B. Nijius</i> S. J.) — <i>Ph. Suppert</i> , Der Lebensversicherungsvertrag. ( <i>J. Biederlack</i> S. J.) — <i>F. K. Kraus</i> , Geschichte der christlichen Kunst. ( <i>J. Wilpert</i> ) — <i>J. K. Zenner</i> , Die Chorgesänge im | Anzichten. — Literarischer Anzeiger Nr. 71.                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |